



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
Main Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 1994

**Rezension von : B. Hasebrink, Formen inzitativer Rede bei Meister Eckhart
: Untersuchungen zur literarischen Konzeption der deutschen Predigt (Texte
und Textgeschichte 32), Tübingen 1992**

Köbele, Susanne

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-93322>

Journal Article

Published Version

Originally published at:

Köbele, Susanne (1994). Rezension von : B. Hasebrink, Formen inzitativer Rede bei Meister Eckhart : Untersuchungen zur literarischen Konzeption der deutschen Predigt (Texte und Textgeschichte 32), Tübingen 1992. Beitrage zur Geschichte der Deutschen Sprache und Literatur, 116(2):484-491.

BESPRECHUNGEN

MARGIT STROHBACH, **Johann Christoph Adelung**. Ein Beitrag zu seinem germanistischen Schaffen mit einer Bibliographie seines Gesamtwerkes. Berlin, New York: de Gruyter 1984. XII, 290 S., 1 Portrait. (Studia linguistica Germanica. 21.)

Wer am Ende eines Entwicklungsabschnitts der Sprachwissenschaft zu stehen kommt, läuft meistens Gefahr, mißverstanden oder zur Selbstaufwertung von Neuerern mißbraucht zu werden. Der Spätaufklärer, Wörterbuchsreiber, Grammatiker und Sprachvergleichler Johann Christoph Adelung ist sicher ein solcher Fall, der immer noch nach einer historisch »gerechteren« Darstellung und Bewertung verlangt. Denn die Auseinandersetzung mit seinem (nicht nur sprachwissenschaftlichen) Werk war lange vor allem durch zwei Blickrichtungen bestimmt: Sah man ihn von der Entwicklung der deutschen Grammatikschreibung aus, wie z.B. M. H. Jellinek,¹ mochte er als Endpunkt der langwierigen Arbeit deutscher Sprachkultivierung erscheinen, die seit dem Humanismus erkennbar ist; sah man ihn aber von Jacob Grimm und der historisch-vergleichenden Sprachforschung des 19. Jahrhunderts aus, wie es z.B. Th. Benfey, R. v. Raumer, H. Paul u. a. taten,² konnte er nur als unvollkommener Vorläufer gelten: z.B. als Materialsammler zwar interessant, wegen seines aufklärerischen Geschichtsbegriffs und der damit verbundenen Abwertung der Vergangenheit, seiner ganz auf das »Practische« zielenden Sprachdeskription und seiner normativen Intentionen vom Ansatz her bereits obsolet und dem eigentlichen Gegenstand, der »organisch« wachsenden Sprache, keinesfalls gerecht werdend.³

¹ M. H. Jellinek, Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik. Von den Anfängen bis auf Adelung. 2 Hbde., Heidelberg 1913, 1914. Dazu jetzt auch W. Neumann, Bis auf Adelung – Schlußpunkt oder Übergang?, in: W. Bahner u. W. Neumann (Hg.), Sprache und Kulturentwicklung im Blickfeld der deutschen Spätaufklärung. Der Beitrag Johann Christoph Adelungs, Berlin 1984, S. 89–97.

² R. v. Raumer, Geschichte der Germanischen Philologie vorzugsweise in Deutschland, München 1870, bes. S. 210 ff.; H. Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts, mit einem Rückblick auf die früheren Zeiten, München 1869, S. 272 ff.; H. Paul, Grundriß der Germanischen Philologie, Bd. I, Straßburg 1891, S. 55.

³ So vor allem J. Grimms Urteil über die »critische« Sprachwissenschaft Adelungs. Vgl. J. Grimm, Vorreden zur deutschen Grammatik von 1819 und 1822, Neudr. hg. von H. Steger, Darmstadt 1968, bes. S. 5.; ferner H. Henne, Johann Christoph Adelung – Leitbild und Stein des Anstoßes. Zur Konstitutionsproblematik gegenwartsbezogener Sprachforschung, in: Bahner/Neumann [Anm. 1], S. 98–108.

Inzwischen – nach einer Neubewertung und einer zeitweisen Präferenz synchronischer Sprachbeschreibung – fühlen wir uns solchen perspektivischen Verengungen nicht mehr verpflichtet und glauben frei zu sein für eine unvoreingenommene Betrachtung. Erste Ansätze dazu, die Adelung von seinen eigenen Voraussetzungen her zu verstehen bemüht sind, liegen – zumindest zu Teilaspekten – schon vor;⁴ eine neuere Gesamtwürdigung steht freilich immer noch aus. Die erste speziell Adelung gewidmete Leipziger Tagung konnte uns eine Ahnung davon vermitteln, wie weit das Spektrum sein muß, innerhalb dessen Anspruch und Wirklichkeit des Adelungschen Werkes angemessen zu behandeln wären.⁵

Auch das hier zu besprechende Buch geht von einer bisher unzureichenden Behandlung dieser Persönlichkeit aus, deren Werk in der Geschichte der Germanistik wie auch der Sprachwissenschaft eine wichtige Funktion erfüllt hat (vgl. Vorwort und Einleitung), und versucht, wenigstens einen Teil davon, das »germanistische Schaffen« (S. 2), konzeptuell und im Traditionszusammenhang neu zu würdigen. Bereits bei dieser Gegenstandseingrenzung und Zielbestimmung sind jedoch Fragen angebracht: Was berechtigt dazu, die auf »Sprache und Sprachgeschichte« bezogene Auswahl aus den Werken Adelungs mit dem historisch »späteren« Ausdruck germanistisch zu charakterisieren (S. 1)?⁶ Nur weil sich Adelung in seinen Arbeiten vornehmlich auf die »deutsche« Sprache konzentriert hat? Kann man darüber hinaus den »germanistischen« Anteil Adelungs einfach aus dem Gesamtwerk herauslösen, ohne damit gerade Wesentliches für das Wissenschaftsverständnis der Zeit zu verfehlen, das eben noch nicht »nationalphilologisch« diszipliniert war, sondern ein umfassenderes Interesse an einer »Naturgeschichte« der Sprachen hatte?⁷ Und wie will man schließlich Adelung als eine »tragische« Figur rechtfertigen, der zwischen Frühaufklärung (Gottsched) und Romantik ver-

⁴ Beispielhaft etwa die Rekonstruktion des lexikographischen Ansatzes durch H. Henne oder des grammatischen Traditionszusammenhangs durch B. Naumann. Vgl. H. Henne, *Semantik und Lexikographie. Untersuchungen zur lexikalischen Kodifikation der deutschen Sprache*, Berlin, New York 1972; vgl. jetzt auch: G. Dill, *Johann Christoph Adelungs Wörterbuch der »Hochdeutschen Mundart«*, Untersuchungen zur lexikographischen Konzeption, Frankfurt/M. [u.a.] 1992; B. Naumann, *Grammatik der deutschen Sprache zwischen 1781 und 1856. Die Kategorien der deutschen Grammatik in der Tradition von Johann Werner Meiner und Johann Christoph Adelung*, Berlin 1986. Für den Historiker Adelung ist immer noch unentbehrlich K. E. Sickel, *Johann Christoph Adelung. Seine Persönlichkeit und seine Geschichtsauffassung*, Diss. Leipzig 1933.

⁵ Vgl. Bahner/Neumann [Anm. 1].

⁶ S. 37 wird sogar der Ausdruck deutsche Philologie für Adelungs Werk in Anspruch genommen!

⁷ Vgl. dazu etwa U. Ricken, *Zum Verhältnis von Sprachtheorie und Weltanschauung in der Aufklärung*, ZPSK 31 (1978), S. 463–470; W. Bahner, W. Naumann (Hg.), *Sprachwissenschaftliche Germanistik. Ihre Herausbildung und Begründung*, Berlin (O.) 1985.

mittele (ohne jene noch bzw. diese schon zu verstehen (S. 2, vgl. auch S. 95 ff.)), wenn man sich fast ausschließlich auf die unmittelbaren Voraussetzungen von Adelungs »germanistischen« Arbeiten konzentriert, ohne die Entwicklungszusammenhänge vorher und nachher als Bedingungen der Möglichkeit seines speziellen Ansatzes ins Auge zu fassen?

Ausgangspunkt dieser wissenschaftshistorischen Monographie war, wie die Verfasserin selbst anmerkt, »eine Gesamtbibliographie der gedruckten Primärquellen« (S. 1). Daraus ist eine größere Darstellung geworden, die in der vorliegenden Form zwei Hauptteile, einen Anhang und ein Register (mit Bibliographie) umfaßt. Der erste Hauptteil stellt eine biobibliographische Übersicht über das »allgemeine und germanistische Schaffen« Adelungs dar, den zweiten kann man seiner Intention nach als Beschreibung seines »sprachwissenschaftlichen Denkens« (aufgegliedert nach sprachhistorischem, grammatischem und lexikographischem Denken) kennzeichnen. Der Anhang enthält das einzige (auffindbare?) Gelegenheitsgedicht Adelungs (eine Kantate in italienischer und deutscher Sprache) und eine, wie auch zugestanden wird, recht willkürliche und begrenzte Auswahl zeitgenössischer und späterer Bewertungen zu Adelung, die einen guten Eindruck von der widersprüchlichen Wahrnehmung und Rezeption seines Werks und Ansatzes vermitteln können. Das Register umfaßt ein nützliches Werkverzeichnis, eine Liste von Personen, die in Adelungs Werken eine Rolle spielen, ein Verzeichnis der Reprintausgaben sowie eine Bibliographie in drei Teilen mit Titeln zur Biographie Adelungs, weiteren Hilfsmitteln und einer »Gesamtbibliographie«, die sowohl Quellenschriften wie Forschungsarbeiten enthält.⁸

Die biobibliographische Übersicht des ersten Hauptteils stellt – angesichts des bisherigen Forschungsstandes⁹ – ein nützliches Instrument dar und beruht offensichtlich auf neueren Recherchen. Nach einer knappen (aber methodologisch zu wenig reflektierten) Einleitung (1.1) folgt ein biographischer Überblick (1.2), der sich auf Bildungsgang und wissenschaftliche Tätigkeit beschränkt, sprachtheoretische und andere Einflüsse bestenfalls andeutet und mit der merkwürdigen aporetischen Feststellung endet, man wisse eigentlich nicht, »welchem Umstand es zuzuschreiben ist, daß Adelungs Werk im allgemeinen so wenig Betrachtung [sic! D. Ch.] fand« (S. 7). Hier wird doch wohl von einer nicht (oder bestenfalls durch den Anhang schwach) belegten Behauptung ausgegangen, deren Geltung eigentlich Zielsetzung und Ergebnis der ganzen Untersuchung sehr in Frage stellen würde, was aber vielleicht darauf zurückzuführen ist, daß die Verfasserin eben nur die rückgewandte Perspektive (»Messung an Vorgängern und Zeitgenossen«, ebd.) bevorzugt.

⁸ Die Aufteilung der Titel zeigt jedoch einige Inkonsistenzen. So fragt man sich, ob die Forschungsbeiträge von Püschel und Sickel primär zu den biographischen Hilfsmitteln gehören, was die erste von der zweiten Gruppe unterscheidet, schließlich was die Zusammengehörigkeit der doch recht heterogenen Titel in der dritten Gruppe begründet.

⁹ Lediglich die Dissertation von Sickel [Anm. 4] gab bisher etwas detaillierter Auskunft.

Es folgt die 91 Positionen umfassende Bibliographie der Arbeiten Adelungs (1.3), die nicht nur genaue Titelangaben, Auflagen und Druckvarianten, sondern auch fälschlich zugewiesene Arbeiten, Mitarbeit an anderen Unternehmungen, Folgearbeiten und (was besonders zu begrüßen ist) Standorte nachweist.¹⁰ In einem weiteren Schritt (1.4) werden dann aus diesem Komplex 27 (sprachwissenschaftlich relevante) Titel ausgewählt und charakterisiert. Dabei werden jedoch die für die (folgende) Behandlung des »sprachwissenschaftlichen Denkens« Adelungs zentralen Schriften (Wörterbücher, Grammatiken, Arbeiten zur Sprachgeschichte) jeweils nur knapp eingeführt, eine Reihe kleinerer (und bisher wenig beachteter) Schriften dagegen ausführlicher dargestellt. Diese Darstellung stützt sich oft auf längere Zitate (z.B. S. 48ff.), die für sich selbst sprechen sollen (vgl. S. 91), und fügt Kommentierungen hinzu, die allerdings selten neue Einsichten vermitteln, bisweilen sogar über relativ oberflächliche Charakterisierungen kaum hinausgehen.¹¹

Kern der Monographie ist sicher der zweite Hauptteil, der sich mit der sprachwissenschaftlichen oder (in der speziellen Perspektive der Verfasserin) mit der germanistischen Konzeption Adelungs befaßt. Im ersten Schritt geht hier die Verfasserin auf dessen historisches Denken ein. Dabei kann sie sich zwar auf ausführliche Vorarbeiten (Sickel 1933) stützen, doch sie versucht, durch Rekonstruktion des kulturhistorischen Ansatzes allgemein und spezieller Argumentationen in den einzelnen »sprachhistorischen« Schriften einen eigenen Erklärungsansatz zu finden. Das Ergebnis erscheint jedoch aus folgenden Gründen wenig überzeugend:

Erstens neigt die Verfasserin immer wieder dazu, längere Zitate und tabellarische Übersichten (z.B. S. 98f., 101ff., 112ff., 118) an die Stelle von eingehenden Textanalysen und nachvollziehbaren Argumentationen zu setzen. Zweitens geht sie zwar auf bestimmte philosophische und sprachtheoretische Hintergründe der Zeit ein, bleibt aber hinsichtlich größerer Zusammenhänge (z.B. des Sensualismus und Rationalismus) oberflächlich oder zeigt sich sogar unzureichend informiert: So wenn etwa (mehrfach) Gottscheds Sprachkonzeption (freilich stark vereinfacht) herangezogen wird, aber der Zusammenhang und die ganze Breite der sprachtheoretischen Diskussion seit Schottelius und Leibniz einfach verkürzt werden; ebenso wenn die Geschichte der etymologischen Forschung hinsichtlich ihrer antiken Fundamente völlig unzureichend (S. 105ff.), hinsichtlich der unmittelbaren historischen Voraussetzungen (Leibniz, v. Eccard, Wachter) nur stark lückenhaft behandelt wird. Auch die Darstellung der Sprachursprungsproblematik ist in diesem Zusammenhang eher dürftig und bleibt weit hinter dem zurück, was wir heute darüber wissen.¹²

¹⁰ Die Verfasserin spricht S. 8 von einem »Einblick« in Adelungs Schaffen: Kann man daraus schließen, daß es doch keine vollständige Übersicht ist? Denn nach meinen eigenen Erfahrungen muß man bei Autoren des 18. Jahrhunderts häufig noch mit einer größeren Zahl von (auch anonymen) Besprechungen, Zeitschriftenbeiträgen, Vorreden etc. rechnen, die nicht unbedeutend zu sein brauchen.

¹¹ Man vgl. etwa S. 41 zur Stillehre, S. 82 zur sprachhistorischen Fehleinschätzung des Gotischen; auch die Skizzen (z.B. S. 58f., 81) veranschaulichen nur, vermitteln aber keine wirklich neuen Einsichten.

¹² Vgl. jetzt z.B. J. Gessinger, W. v. Rahden (Hg.), Theorien vom Ursprung der Sprache, Berlin, New York 1989.

Und schließlich argumentiert die Verfasserin (trotz aller gegenteiligen Absichten!) immer wieder von den Vorurteilen des 19. Jahrhunderts her (vgl. S. 95f., 110, 112) und versucht bestenfalls die (offenkundig akzeptierte) Kritik abzuschwächen oder historisch zu relativieren: So werden z. B. Adelungs »ahistorische« Züge bloß auf aufklärerische (sprachpädagogische) Motivationen zurückgeführt (statt sie auch in den Zusammenhang der alten Sprachrichtigkeitsdebatten zu stellen); so werden offensichtlich doch vorhandene sprachhistorische Ansätze als bloß »literarische Interessen« herabgestuft (statt sie auch auf dem Hintergrund der sprachpatriotischen Bemühungen seit dem Humanismus zu verstehen); und so können vielleicht auch Adelungs relativ sorgfältige Quellenstudien gegen die (für Grimm und die Grimm-Nachfolger) nicht akzeptable Germanenschelte ins Feld geführt werden. Wie man von solchen Voraussetzungen aus Adelung dann doch einen »historischen Neuansatz in der Sprachbetrachtung« zubilligen will und ihn (wenn auch eingeschränkt) als sprachhistorischen Vorläufer des 19. Jahrhunderts verstehen kann (S. 97), ist schwer nachvollziehbar, es sei denn, man bemüht sich auch um die aufklärerischen Anteile in den sprachhistorischen Ansätzen des 19. Jahrhunderts, z. B. bei W. v. Humboldt oder sogar (horribile dictu?) bei Jacob Grimm.

Die folgende Behandlung des grammatischen Denkens umfaßt einen historischen und einen (eher) systematischen Darstellungsteil. Ausgangspunkt ist die sicher richtige These vom Zusammenhang von Wörterbucharbeit und Grammatik (S. 128 ff.)¹³ und der Hinweis auf Adelungs deskriptiven (besser empirischen) Ansatz, der sich vom zeitgenössischen Rationalismus bewußt abhebt (S. 131).¹⁴ Die ausführliche Behandlung der grammatischen Tradition vor Adelung erscheint mir nun aber wieder in mehrfacher Hinsicht problematisch.

Sie besteht nämlich (wieder) zu oft nur aus einer Aneinanderreihung von bloß kommentierten Zitaten oder tabellarischen Übersichten, die sich auf eine Reihe von chronologisch geordneten Beiträgen zur Orthographie, Lexikographie und Grammatik des Deutschen beziehen, aber keine komprimierende und akzentuierende Aufarbeitung wichtiger Traditionslinien

¹³ Unnötigerweise wird jedoch hier auch mit terminologischen Unterscheidungen wie *Lexikon* vs. *Grammatik* gearbeitet, die auf eine bestimmte aktuelle sprachtheoretische Diskussion anspielen, ohne daß es jedoch wirklich darum geht. Leider fehlt auch eine Einordnung der *Stilistik*, die ja bereits 1785 erschien, im Schema (S. 129) jedoch nicht vorkommt. Falsch ist die Angabe des Titels der orthographischen Arbeit von 1782 (recte: »Grundsätze«). In diesem Zusammenhang wäre sicher auch eine Erklärung des Prädikats »grammatisch-kritisch« im Titel des Wörterbuchs angemessen gewesen. Unhistorisch ist m. E. hier, Wissenschaft und Pädagogik in der Sprachforschung des 18. Jahrhunderts überhaupt als trennbar zu unterstellen (S. 129, 133), was Adelung dann überwunden habe; vielmehr wird diese Trennung erst im 19. Jahrhundert (nicht zuletzt durch J. Grimm) motiviert.

¹⁴ Bedauerlich ist auch die fehlende Erläuterung des damals aktuellen Begriffs des »Pragmatischen« (vgl. etwa den Ausdruck *pragmatische Geschichtsschreibung*). Auf keinen Fall ist es jedoch zulässig, den Begriff mit den heutigen Vorstellungen von *Pragmatiker*, *Pragmatismus* u. ä. unreflektiert zusammenzubringen, wie es die Verfasserin immer wieder tut (vgl. z. B. S. 130, 138, 192, 243).

leisten.¹⁵ Damit geht die Darstellung aber letztlich nicht über die bisher vorliegenden Arbeiten von Jellinek oder Blackall hinaus. Ferner liegt dem keine klare Konzeption von sprachtheoretischer Entwicklung (und von deren Bedingungen) zugrunde, so daß einerseits heterogene Argumente (z. B. sprachhistorischer und grammatiktheoretischer Art) unsystematisch aufeinander bezogen werden, andererseits ganze Entwicklungsbereiche ausgeklammert bleiben.¹⁶ Wie problematisch dann die Ergebnisse des gesamten Durchgangs sind, zeigen die Zusammenfassungen der nach Epochen gegliederten einzelnen Kapitel (S. 134 ff., 145, 159, 176, 201 ff.) und insbesondere die Tabelle (S. 175), die zudem Faktoren enthält, die bei der Erläuterung nicht erwähnt wurden.¹⁷ Und schließlich wird an zahlreichen Einzelpunkten deutlich, daß zentrale Aspekte offensichtlich nicht oder nur unvollkommen verstanden wurden. So wird, um nur ein wichtiges Beispiel herauszugreifen, behauptet (S. 146), die frühen Grammatiker hätten geglaubt, hinter oder unter den Dialekten könne eine »überregional anerkannte, allgemein gültige Schrift- oder Literatursprache« gefunden (»herausfiltriert«) werden; oder Gottsched habe seine eigene Sprache als Maßstab für die Normierung angesehen (S. 168), während Adelung davon ausgegangen sei, diese Norm müsse erst erarbeitet werden. Tatsächlich gingen jedoch alle Grammatiker stets von der durch antike Vorstellungen (Varro, Quintilian, vgl. Schottelius) geprägten Konzeption aus, daß die Hoch- oder Standardsprache nicht Voraussetzung, sondern erst Resultat der Sprachkultivierungsarbeit sein kann.¹⁸ Und schließlich korrespondieren diese Schwächen auch gewisse Unklarheiten in den sprachlichen Formulierungen, die mehr als bloße Laxheiten sind. So etwa, wenn es (S. 160) heißt, daß »im Verlauf der Arbeit an der deutschen Sprache diese vom reinen Hilfsmittel zur Meta- und Objektsprache [...] wuchs«; oder wenn man sich nur die durchgehend unklare Verwendung der Ausdrücke Theorie, theoretisch oder Theoretiker ansieht (z. B. S. 128 f., 146, 180).¹⁹ Hält

¹⁵ Daß das nicht unbedenklich ist, scheint die Verfasserin sogar selbst zu bemerken, vgl. S. 133, 151.

¹⁶ So wäre z. B. eine differenziertere Behandlung der Donat-/Priscian-Tradition und der Tradition der philosophischen Grammatiken und der lat. Grammatik seit dem Humanismus sinnvoll gewesen; ferner fehlt die Tradition der volkssprachlichen Grammatiken und der sprachtheoretischen Diskussionen seit der Renaissance ganz, was leicht durch ältere (z. B. Kukenheim) und neuere Arbeiten (z. B. Padley) hätte aufgefangen werden können. Vgl. dazu auch H. Parret (Hg.), *History of linguistic thought and contemporary linguistics*, Berlin, New York 1976.

¹⁷ So den Meistersang, Klopstock, Lessing u. a. Hochproblematisch erscheint es mir auch, wenn Herder von Wolff abgeleitet und die Traditionslinie von Dante über Vico bis Herder überhaupt nicht berücksichtigt wird.

¹⁸ Dabei sind lediglich Unterschiede bei den Normkriterien (z. B. *consuetudo/usus*, Tradition, Analogie) und Norminstanzen (z. B. Kanzleien, Luther, Drucker, Schriftsteller) festzustellen. Das Unverständnis für diese Konzeption äußert sich auch darin, daß die Normkriterien als Sprachteile (S. 110) aufgefaßt werden. Nicht zu halten ist m. E. auch die Interpretation von Schottelius' *lingua ipsa Germanica* (S. 148).

¹⁹ Auf die unklare Verwendung solcher Ausdrücke wie Wörterbuch, Lexikon oder Korpus (z. B. S. 148, 210) hatte ich oben schon hingewiesen. Vielleicht hängt das auch damit zusammen, daß sich die Verfasserin vielfach nur auf heterogene und meist veraltete Autoritäten stützt, so für Schottelius und Adelung auf Jellinek, für Leibniz auf S. v. d. Schulenburg usw.

man sich dagegen an das, was wirklich eines der positiven Resultate dieser historischen Vergewisserung ist, daß nämlich vom Humanismus bis zu Adelung ein ständig wachsendes Interesse an empirisch-historischen Sprachbeschreibungen festzustellen ist – was doch wohl auch für die Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts eine notwendige Voraussetzung war –, so hätte man sich lieber eine stärkere Ausarbeitung dieses Punktes gewünscht als den eher problematischen Überblick über die Traditionen der Sprachbeschreibung vor Adelung, den uns die Verfasserin anbietet.

Von da aus gesehen entbehrt es allerdings nicht der Konsequenz, wenn sich die Verfasserin dann in dem Teil, der eine systematische Behandlung erwarten läßt (2.2.3 ff.), wiederum hauptsächlich den historischen und empirischen Aspekten (Sprachgeschichte, Mundarten, Normbegründung),²⁰ nicht den theoretischen Anteilen in Adelungs Grammatiken zuwendet, für die einfach auf Jellinek zurückverwiesen wird (S. 179). Letztlich fällt dabei für eine Bewertung der Leistungen Adelungs dann doch nicht mehr ab, als daß er weniger spekulativ-theoretisch, mehr empirisch-historisch als seine Vorgänger arbeitete, aber dennoch (wie gehabt) nur ein fleißiger Kompilator und Aufbereiter von Traditionen war (S. 203), die der nachfolgenden (wahren) Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts vielleicht als Widerlager, kaum aber schon als Grundlage oder Vorbereitung ihres Neuansatzes dienen konnten.

Der dem »lexikographischen Denken« Adelungs gewidmete Abschnitt (2.3) ist vergleichsweise der kürzeste. Ausgangspunkt der Betrachtung ist auch hier wieder die ambivalente Beurteilung der Adelungschen Leistung durch Zeitgenossen und Nachwelt (S. 211). Die Erklärung dafür wird in der Tradition und Entstehung seines Wörterbuchs einerseits, in seiner speziellen lexikographischen Konzeption und Praxis andererseits gesucht. Daß die Verfasserin die Vorgeschichte erst bei den barocken Akademie-Unternehmungen beginnen läßt, erstaunt hier jedoch einigermaßen, zumal bei den Lexikographen des 16. Jahrhunderts (z.B. Maaler, Frisius) interessante Vergleichspunkte (Korpusbildung, Gliederung des Wortschatzes) gegeben gewesen wären. Relativ einfach bleibt hier auch – angesichts des heutigen metalexikographischen »Geschützparcs« – die Skizze der lexikographischen Konzeption (Korpusbildung, Wortschatzgliederung, Artikelaufbau und Bedeutungsbeschreibung); erst über den Vergleich mit Adelungs Äußerungen in seiner Rezension von S. Johnsons englischem Wörterbuch werden weitere Differenzierungen sichtbar gemacht. Im ganzen wirkt die Darstellung bisweilen naiv; sie scheint mehr narrative als analytische Interessen zu verfolgen. Die Nutzung einer eigenen konzeptuellen Basis als Maßstab und Kontrollinstrument für die historische Bewertung, wie es H. Henne schon 1972 (vgl. Anm. 4) überzeugend praktiziert hat, wurde offensichtlich nicht in Betracht gezogen.

²⁰ Gerade auch die Behandlung der Normbegründung (S. 203 ff.) zeigt wieder das mehr zitierende als analysierende Vorgehen (bes. S. 205 ff.) und fällt dadurch sogar hinter die älteren und neueren Arbeiten (Nerius, Henne, Gessinger, Naumann usw.) zurück.

Der Ausblick (2.4), mit dem die Monographie abgeschlossen wird und der (noch einmal) eine »gerechtere« Würdigung Adelungs versucht, hebt an erster Stelle Adelungs (unbezweifelte) sprachgeschichtliche Leistung, d.h. seine Bedeutung für die Standardisierung des Deutschen am Ende des 18. Jahrhunderts hervor (S. 241) und betont (erneut) den Einfluß seines Wörterbuchs. Demgegenüber wird der Einfluß der grammatischen Arbeiten (nur gestützt auf wenige Äußerungen und willkürliche Vermutungen)²¹ eher zu niedrig angesetzt, der Einfluß der kulturhistorischen und altertumswissenschaftlichen Arbeiten hier nicht weiter thematisiert.

Es ist schwer, Absicht und Ertrag der vorliegenden Arbeit angemessen zu würdigen. Versteht man sie als »Hinführung« zu Adelung, die z.T. sogar Lesebuchcharakter hat und den Spätaufklärer differenzierter als in den klassischen Handbüchern der Germanistik darstellen will, so wird man ihr einen gewissen Nutzen nicht absprechen können. Eine anspruchsvolle wissenschaftshistorische Auseinandersetzung – gemessen am Forschungsstand des Erscheinungsjahres 1984! – fördert sie jedoch kaum, auch wenn manche der hier vorgebrachten Einwände, Mängelrügen oder Wünsche aus der Sicht von 1992 gegenstandslos wurden. Daß die Arbeit dennoch die Auseinandersetzung mit der Vorgeschichte der germanistischen Linguistik und einem ihrer interessantesten Repräsentanten weiter vorantreibt, wird man erwarten können.²²

GÖTTINGEN

DIETER CHERUBIM

KURT BRAUNMÜLLER, **Die skandinavischen Sprachen im Überblick.** Tübingen: Francke 1991. XI, 289 S. (UTB. 1635.)

Das vorliegende Buch ist in doppelter Hinsicht bemerkenswert: Es bietet im Gegensatz zu den bisher üblichen einzelsprachlich begrenzten Überblicksdarstellungen eine Gesamtschau aller skandinavischen Sprachen germanischer Herkunft, und es beschränkt sich anders als das bisher gültige Standardwerk von Einar Haugen, »Die skandinavischen Sprachen«, auf die Gegenwartssprachen und bezieht nur sporadisch historische Gesichtspunkte mit ein. Das bietet dem Verfasser die Möglichkeit, im wesentlichen – das heißt wenigstens in Phonologie und Morphologie – strikt systematisch-strukturalistisch vorzuge-

²¹ So als ob es in den letzten zehn oder zwanzig Jahren keine gründlichen Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Grammatik im 19. und 20. Jahrhundert (z.B. die Arbeiten von Glinz, Erlinger, Forsgren, Vesper, Naumann, Schieb) gegeben hätte, die sich auch mit der durch Adelung begründeten grammatischen Tradition (z.B. in den Werken Heyeses, Bauers u.a.) befaßten!

²² Relativ sorgfältig scheint mir die Manuskriptgestaltung und Drucklegung gewesen zu sein. Störende Fehler fanden sich nur wenige, z.B. S. 94 Anm. 1: Dümmler statt Dünninger; S. 277: Scherrer statt Scherer; S. 277: Gottscheds Sprachkunst wurde in der 5. Aufl. von 1762 benutzt; S. 95: Wolff und Thomasius gelten üblicherweise als Philosophen, nicht als Theologen usw.

hen, während freilich Syntax, Semantik und Pragmatik zugegebenermaßen »essayistisch« und dementsprechend unvollständig dargeboten werden, was sich besonders bei so komplizierten Sprachen wie dem Isländischen und dem Färöischen ungünstig auswirkt. Während Haugen seine Darstellung primär ohne Rücksicht auf die offiziell festgelegten Einzelsprachen nach linguistischen Kategorien gliedert, präsentiert Braummüller nacheinander Schwedisch, Dänisch, Norwegisch Bokmål/Nynorsk, Isländisch, Färöisch, teilt aber die entsprechenden Kapitel streng nach einem einheitlichen Schema ein, bestehend aus (vorläufiger) Kurzcharakteristik, Textprobe und Graphie, Transkription und Aussprache, phonologischem System (und dessen phonetischer Realisierung), Grundzügen der Morphologie, Grundzügen der Syntax, Beispielen aus den Bereichen Semantik und Pragmatik. Das bedingt zwar eine Reihe von Rück- und Querverweisen, bietet aber den Vorteil einer unmittelbaren Übersichtlichkeit, wie er dem Einführungscharakter des Buches entspricht. Dem Charakter der Einführung gemäß verzichtet Braummüller auch auf ausführliche theoretische Darlegungen, obwohl er seine Vertrautheit mit moderner linguistischer Theorie durch zahlreiche Hinweise (etwa auf Sprachtypologie, Natürlichkeitstheorie und dergleichen) immer wieder bezeugt. Wesentlich ist für ihn auch die Verstehbarkeit zwischen den skandinavischen Einzelsprachen: von da wie von der Typologie aus gelangt er überzeugend zu einer Zweiteilung des nordischen Sprachraums in Inselnordisch (Isländisch und Färöisch) und Festlandskandinavisches (Schwedisch, Dänisch, Norwegisch), während die landläufige Gliederung in West- und Ostnordisch mindestens vom modern-synchronen Gesichtspunkt aus als obsolet erscheint. Ein Blick auf das Kapitel »Schwedisch« mag vor Augen führen, welche Fülle an Informationen in Braummüllers Buch steckt. Von einer kurzen, aber konzisen Charakterisierung des Schwedischen in seinem sozialen und arealen Gefälle und seiner phonologischen und morphologischen Struktur führt die Darstellung über eine ebenso ausführliche wie präzise Präsentation der Phoneme und ihrer Allophone einschließlich des musikalischen Akzents, die (reduzierte) Flexionsmorphologie, das moderne Genussystem, das vereinfachte Verbalsystem einschließlich Futur-Umschreibung und Vorgangs- und Zustandspassiv sowie die verschiedenen Formen des Possessivs bis zu Grundzügen der Syntax (strikte Zweitstellung des Verbs, Stellung von indirektem und direktem Objekt, Extraposition und dergleichen) und einzelnen Problemen der Semantik (vor allem neue Modalverben) und Pragmatik (Anredeformen). Die übrigen festlandskandinavischen Sprachen werden in stetem Bezug auf das Schwedische präsentiert, die spezifisch norwegischen, im »Sprachstreit« begründeten Verhältnisse kompetent und mit gebührender Schärfe herausgearbeitet, das Isländische als stark davon abweichende hochflektierende Sprache in weitgehender Abweichung vom Festlandskandinavischen typologisch beschrieben, das Färöische schließlich als eine Sprache herausgestellt, die zwar wesentlich dem Inselnordischen zuzuzählen ist, aber bis zu einem gewissen Grade doch eine Zwischenstellung (im teilweisen Flexionsabbau) einnimmt. Sehr verdienstvoll ist auch das

letzte Kapitel, in dem Braunmüller das Problem der Verstehbarkeit und der Semikommunikation zwischen den festlandskandinavischen Sprachen (wobei er das dominante Einsprachenprinzip mit Recht einer skandinavischen Mischsprache vorzieht) sowie die verschiedenen Fälle von Mehrsprachigkeit in den skandinavischen Ländern, wie sie nicht nur in Finnland und in Dänemark mit Grönland, den Färöern und Nordschleswig, sondern auch in Schweden und Norwegen (vor allem mit dem Samischen, in Norwegen auch mit Nynorsk/Bokmål) vorliegt, zur Sprache bringt.

Bei einer so umfassenden Darstellung eines so vielfältigen Sprachgebiets läßt sich natürlich zum einen oder andern Detail ein Fragezeichen setzen; einige dieser Fälle seien im folgenden der Reihe ihres Auftretens nach aufgeführt:

S. 14: *Finländare* bedeutet nicht »Finnlandsschwede«, sondern allgemeiner »Bewohner von Finnland«. – ö in schwedisch *öga* kann nicht als »regelmäßiger i-Umlaut« bezeichnet werden. – S. 15: Die Bedeutung der schwedischen Orthographiereform von 1906 ist überschätzt, die Divergenz von Aussprache und Schreibung überhaupt kaum geringer als zum Beispiel im Norwegischen. – S. 26: Der Druck auf der Nebensilbe ist beim schwedischen Akzent 2 stärker als bei Akzent 1. – S. 31: *d t* usw. sollte man wohl nicht als Retroflexlaute bezeichnen, es sind apiko-alveolare Verschlusslaute. – S. 37: Es ist sehr fraglich, ob im Schwedischen eine phonotaktische Entwicklung zu reiner Alternanz vor sich geht. – S. 39: Schwedisch -*na* in der bestimmten Form Plural kann wohl nicht als rein agglutinierend bezeichnet werden, da es mehrfunktional ist. – S. 48: Beim schwedischen s-Passiv hätte erwähnt werden sollen, daß es im Gegensatz zu den Nachbarsprachen auch zum Supinum gebildet werden kann. – Es stimmt nicht, daß das Possessivpronomen *sin* nur rückbezüglich auf Menschen und ihnen nahestehende Lebewesen vorkommt (Beispiel: *boken har sina förtjänster*). – S. 53: *Familj* Svensson sollte heißen *Familjen* Svensson. – S. 60: Ein *bruka* »brauchen, nötig sein« gibt es doch wohl im Schwedischen nicht als Modalverb. – S. 82: Reiche Diphthonginventare gibt es nicht nur im Färöischen und Westnorwegischen, sondern (mit Gradunterschied) auch im Isländischen. – S. 84: Es stimmt nicht, daß Flexionsformen auf -*er* keinen Einfluß auf den dänischen Stoß haben (vergleiche Präsens *ma'ler*, *ta'ler*). – S. 90: Im Dänischen haben Fremdwörter nicht nur Plural-Endung -*er* oder Plural der Ausgangssprache, sondern unter Umständen auch Endung Ø (zum Beispiel *film*). – S. 99: Im Beispiel *Det er Peter, der er en skuespiller* ist der unbestimmte Artikel falsch. – S. 106: Es ist fraglich, ob die dänischen Anredeformen und Anredekonventionen wesentlich differenzierter als die schwedischen sind. – S. 108: Bei den dänischen Ausdrücken für »bitte« fehlt *jeg beder*. – S. 123: Bei der Prosodie des norwegischen Bokmål wäre ein Hinweis auf den verbreiteten steigenden Akzent am Platz gewesen. – S. 126: *han ber* »er trägt« gehört nicht ins Bokmål. – S. 152: Es ist fraglich, ob Formen wie *boka*, *sola* im Bokmål als usuell bezeichnet werden können. – S. 177f.: Es ist unerfindlich, wieso es den Buchstaben ö im Isländischen nicht geben soll. – S. 178: Isländisch *i ý ú* markieren gegenüber *i y u* ganz eindeutig eine andere (geschlosseneren) Aussprache. – øy in *pau* ist kein Umlaut. – S. 179 mit Fn. 5: Die Existenz eines j-Vorschlags in Formen wie *kemur*, *gera* ist problematisch. – S. 179: *nn/rn* → *dn* folgen nicht den gleichen Regeln. – S. 181: *p^h t^h k^h* kommen nordisländisch auch im In- und Auslaut vor. – S. 182: Lexikalische geographische Unterschiede im Isländischen sollten nicht ganz außer Acht gelas-

sen werden, da sie ziemlich reichlich vorkommen. – S. 183: Daß Diphthonge vor *ng*, *nk* Abweichungen von der südisländischen Standardausprache sein sollen, ist unverständlich und beruht offenbar auf Verwechslung mit der monophthongischen Aussprache von *a e ö* vor *ng*, *nk* in den Westfjorden. – S. 193: *hinna gamli maður* bedeutet nicht »jener alte Mann«. – S. 200: Es stimmt nicht, daß es in den festlandskandinavischen Sprachen keine »Flexion« von Lokaladverbien gibt; vergleiche zum Beispiel schwedisch *här/hit/hädan*. – S. 201: Spitzenstellung des Verbs im Neuisländischen kann kaum als Archaismus bezeichnet werden. – S. 204: *hinna gamli bíllinn* bedeutet doch wohl nicht »das alte Auto da«, sondern »jenes alte Auto«. – S. 205: Passiv mit isländisch *verða* ist nicht nur futurisch, sondern auch resultativ. – S. 210: Es ist nicht so sicher, daß im Färöischen kein Ausgleich zwischen Siedlermundarten stattgefunden hat; die mundartlichen Differenzen von heute sind jedenfalls jünger. – S. 212: Die färöische Syntax ist nicht nur vom Dänischen beeinflusst, sondern hat zum Teil eigenartige eigenständige Entwicklungen durchgemacht. – S. 222: Stimmhafte Affrizierung [dʒ/j] kommt nicht nur auch im Englischen, sondern auch in nordskandinavischen Dialekten vor. – Bei den färöischen Schwachtonvokalen wäre der verbreitete Zusammenfall von *i* und *u* zu erwähnen. – Daß es im Färöischen keine Hoch- oder Standardsprache geben soll, ist mindestens unglücklich ausgedrückt, da es sie ja in schriftlicher Form durchaus gibt. – S. 229 u. ö.: Bei den präpositionalen Genitivformen im Färöischen fehlt das verbreitete *hjá*. – S. 241: Färöisch *tann* und *hin* als Demonstrativpronomina sind schärfer getrennt als nach Braunnüllers Darstellung (*hin* im wesentlichen nur »der andere« oder archaisch als Artikel). – S. 249: Ob sich ein Südschwede mit einem dänischen/norwegischen Nachbarn besser in Regionalsprache/Dialekt als in der Hochsprache unterhalten kann, ist sehr zweifelhaft. – S. 262: Von einer »Dominanz« des Schwedischen in Süd-Finnland kann doch wohl keine Rede mehr sein. – S. 273: Daß der Trend zugunsten einer noch stärkeren Dominanz des norwegischen Bokmål heute noch anhalten soll, ist wohl zweifelhaft, da die Dialektbewegung der 70er und 80er Jahre eine recht deutliche Trendwende zugunsten von Dialekt (und auch Nynorsk) gebracht hat.

Die Fragezeichen könnten noch um einiges vermehrt werden, was in einem so detailreichen Buch nicht verwunderlich ist. Sie wiegen aber aufs Ganze gesehen nicht schwer, da es sich durchwegs um Kleinigkeiten handelt. Braunnüllers Schrift ist eine sehr kenntnisreiche, durchreflektierte, ausgewogene Arbeit, die sich als Einführung in eine vertiefte Kenntnis der skandinavischen Sprachen vorzüglich eignet und die deshalb jedem Skandinavistik-Studenten wie auch anderen Liebhabern des Nordens bestens zur Lektüre empfohlen werden kann.

ZÜRICH/BASEL

OSKAR BANDLE

ELIZABETH CLOSS TRAUGOTT and BERND HEINE (eds.), **Approaches to grammaticalization**. 2 vol. Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins 1991. 360, 556 pp. (Typological studies in language. 19, 1–2.)

Die zweibändigen Kongreßakten des 1988 in Eugene, Oregon, veranstalteten »Symposium on Grammaticalization« umfassen insgesamt 25 Beiträge, die sich auf gut 900 Seiten mit einer Vielzahl von

unterschiedlichen Aspekten der noch relativ jungen Grammatikalisierungsforschung auseinandersetzen und auf diese Weise ein überaus anschauliches Bild von deren Stand entwerfen. Die Rezensentin kann dieser Vielfalt im Rahmen der Besprechung nur in geringem Umfang gerecht werden.

Die Herausgeber verweisen in ihrer Einleitung selbst auf die Schwierigkeit, die Bandbreite behandelter Fragestellungen thematisch sinnvoll zu ordnen, und wollen die vorgenommenen Untergliederungen daher nicht als strikte Demarkationslinien verstanden wissen.

Der erste in »General Method« und »Directionality« untergliederte Band umfaßt schwerpunktmäßig Beiträge zu grundlegenden Fragestellungen der Entstehung und Struktur grammatischer Kategorien sowie zur Direktionalität von Grammatikalisierungsprozessen. Im zweiten Band werden hingegen stärker einzelsprachliche Grammatikalisierungsfälle analysiert, deren objektsprachliche Spannbreite unter anderem vom Lahu und Newari aus der tibeto-burmesischen Sprachfamilie über das Hebräische bis zum Deutschen reicht. Der Band gliedert sich in die Teilabschnitte »Verbal Structure«, »Argument Structure«, »Subordination«, »Modality« und »Spectra of Grammaticalization Patterns«.

Jedem Band vorangestellt ist die »Introduction« von Traugott und Heine, die anhand der Zuordnung verschiedener Einzelbeiträge zu unterschiedlichen Grammatikalisierungsmodellen bzw. thematischen Schwerpunkten der Grammatikalisierungsforschung auch dem noch wenig mit dieser Materie vertrauten Leser den Einstieg in die Thematik ermöglicht.

Zunächst zu den Beiträgen des stärker theorieorientierten ersten Bandes, die die Breite und partiell auch die noch bestehende Diversität der einzelnen Grammatikalisierungsmodelle vom »klassischen« Lexem->Morphem-Ansatz bis zu einer Diskurs->Morphosyntax-Perspektive widerspiegeln.

Hopper (I, S. 17–35) stellt in seinem Beitrag fünf Grammatikalisierungsprinzipien vor, die an einigen Stellen allerdings nahezu deckungsgleich mit bereits bekannten Prinzipien von Heine (u.a.) und Lehmann sein dürften. Wie die meisten seiner Vorgänger gelangt er zu der Feststellung, daß diese Prinzipien nicht allein für Grammatikalisierungsprozesse charakteristisch sind, sondern auch für Sprachwandelerscheinungen ganz genereller Natur. Lichtenberk (I, S. 37–80) belegt anhand der diachronen Analyse von deverbalen Präpositionen im To'aba'ita (Ozeanien) die graduelle Natur von Wandel, die sich im untersuchten Fall in der synchronen Alternation von alten und neuen Formen niederschlägt. Der sehr stark objektsprachlich orientierte erste Beitrag von Givón (I, S. 81–127) wäre möglicherweise im zweiten Band besser aufgehoben gewesen, da er sich grundlegenden theoretischen Problemen der Grammatikalisierung eher peripher zuwendet. Auf der Basis von Untersuchungen serieller Verbkonstruktionen in Papua-Neuguinea-Sprachen wird hier der Frage nach der »Mental Reality of ›Event‹« nachgegangen, wobei Givón (I, S. 120) zu dem Schluß kommt, daß mit einiger Wahrscheinlichkeit »serial verb

constructions do not represent a different cognitive way of segmenting reality«. Nichols und Timberlake (I, S. 129–146) beschäftigen sich in ihrem Beitrag vermittels slawischer Sprachdaten mit Grammatikalisierung als Retextualisierung, die sich nach Meinung der Autoren als Manipulation eines relativ begrenzten Netzwerks von Textteilstücken (sogenannten »exemplars«) vollzieht.

»From Cognition to Grammar« von Heine, Claudi und Hünemeyer (I, S. 149–187) gehört mit zu den Beiträgen, auf die sich zahlreiche interne Querverweise beziehen. Die Autoren widmen sich der Frage, was Grammatikalisierungsprozesse motiviert bzw. verursacht. Anhand afrikanischer Daten werden dabei ausgewählte Problembeispiele der Beziehungen zwischen Kognition und Grammatik beleuchtet. Im Anschluß daran legen Traugott/König (I, S. 189–218) ihre aktualisierte Sichtweise der Bedeutung von universellen semantisch-pragmatischen Tendenzen für Grammatikalisierung dar. In Bezugnahme auf den vorgenannten Beitrag erörtern sie insbesondere das Verhältnis von metaphorischem und metonymischem Wandel in den Frühphasen der Grammatikalisierung. In seinem Beitrag zur »*De Dicto Domain in Language*« versucht Frajzyngier (I, S. 219–251) zu zeigen, daß Sprachen eine Unterscheidung in eine »domain of reality« (= *de re* domain) sowie eine »domain of speech« (= *de dicto* domain) aufweisen, und wie diese Distinktion realisiert wird. Die dazu herangezogenen Analysen von objektsprachlichem Material muten streckenweise etwas abenteuerlich an, obgleich einige theoretische Ansatzpunkte durchaus originell sind. In einer Fallstudie zur Grammatikalisierung von rhetorischen Fragen im Tamil führt Herring (I, S. 253–284) sehr überzeugend die Übernahme von rhetorischen Mitteln des mündlichen Vortrags in die Grammatik vor. Problematischer erscheinen hingegen die zum Teil etwas extremen Interpretationen einiger Annahmen der Grammatikalisierungstheorie. Campbell (I, S. 285–299) konzentriert sich in seinem Beitrag auf die Untersuchung von zwei Grammatikalisierungsfällen im Estnischen: die Entstehung des Modus Obliquus und die Herausbildung von Fragepartikeln. Im Ergebnis postuliert er eine Anzahl von Thesen, deren Gültigkeitsanspruch jedoch in Anbetracht des eng begrenzten analysierten Korpus etwas zu weitgehend erscheint. Im vorletzten Beitrag des ersten Bandes wendet sich Greenberg (I, S. 301–314) unter Einbeziehung einer breiten objektsprachlichen Basis mit der Untersuchung von »Contractive and Expansive Desemanticization« Spätphasen der Grammatikalisierung zu. Die Kürze des Beitrags erlaubt dem Autor jedoch lediglich, wie er auch selbst betont, einige mit diesem Problemkomplex verbundene Fragestellungen anzureißen, und nicht, sie detailliert zu erörtern. Abschließend folgt Keesings Untersuchung von Grammatikalisierungsphänomenen im Melanesian Pidgin (I, S. 315–342), die gleichzeitig einen überzeugenden Beitrag zur Bedeutung von Substratsprachen für die Kreolgenese liefert. Die von Keesing für dieses Pidgin gezeichnete Entwicklungslinie weist eindeutig Fälle auf, in denen Grammatikalisierungsprozesse infolge substratsprachlicher Einflüsse vermittels Kalkierung kurzerhand »abgekürzt« wurden.

Den zweiten Band eröffnen Bybee, Pagliuca und Perkins (II, S. 17–58) mit einer vergleichenden Untersuchung zur Herausbildung der Kategorie Futur. Sie überprüfen ihre Annahmen, daß sich das Futur in allen Sprachen aus einem kleinen Kreis von Lexemen entwickelt, alle Futurmorpheme mit gemeinsamem Ursprung die gleichen Entwicklungsstufen durchlaufen und daß semantischer Wandel von formaler Reduktion begleitet wird, an 75 Sprachen, die die Datenbasis eines umfassenderen Projekts zur Verbmorphologie bilden. Der Beitrag von Hook (II, S. 59–89), der sich mit der Entstehung des perfektiven Aspekts in indoarischen Sprachen auseinandersetzt, macht deutlich, daß neben dem Bedeutungswandel von Hilfsverben und Veränderungen der Optionalität ihres Gebrauchs zum Ausdruck konzeptueller Abgeschlossenheit einer Handlung oder eines Ereignisses auch Kontexte eine entscheidende Rolle spielen können.

Insbesondere philippinische Sprachen bilden die Grundlage für Shibatanis (II, S. 93–133) Untersuchung der Grammatikalisierung des Topiks zum Subjekt. Er kommt dabei zu der Schlußfolgerung, daß trotz unterschiedlicher Muster für die Topikwahl und damit verbundenen Grammatikalisierungswegen in allen Sprachtypen die Grammatikalisierung von Topik in Subjekt auf irgendeine Art seinen Niederschlag findet. Haiman (II, S. 135–157) befaßt sich mit der Herausbildung von Subjektklitika in V2-Stellung. Das Ergebnis der Analyse norditalienischer Dialekte mündet in das Postulat eines Gradationstyps zwischen den sogenannten pro- und pro-drop-Sprachen. Die beiden nachfolgenden Beiträge argumentieren jeweils auf der Grundlage der Analyse amerindischer Sprachen. Mithun (II, S. 159–184) befaßt sich mit der Rolle der Motivation bei der Entstehung von grammatischen Kategorien, insbesondere bei der Grammatikalisierung von Subjekten. Ihre Analyse der Daten zeigt, daß aufgrund bereits vorhandener anderer Strukturen keine Motivation für die Ausbildung von echten Subjektkategorien besteht, was zu der generellen Forderung Anlaß gibt, nicht nur die potentiellen Grammatikierungsquellen grammatischer Marker und Kategorien zu untersuchen, sondern auch die Faktoren, die letztlich zu deren tatsächlicher Herausbildung führen (II, S. 183). Der Beitrag von Rude (II, S. 185–199) beschäftigt sich hingegen mit der Entstehung von Verbauffixen im Zuge eines spezifischen strukturellen und funktionalen Wandels von lexikalischen Einheiten. Die Grammatikalisierung von Postpositionen und Wortstellung in Senufo-Sprachen beleuchtet Carlson (II, S. 201–223). Die gemischte SOV-Stellung der Senufo-Sprachen wird dabei als areales Phänomen behandelt und partiell Daten aus Mandesprachen mit analoger Wortstellung gegenübergestellt.

Genetti (II, S. 227–255) nimmt das Newari (Tibeto-Burmesisch) als empirische Grundlage für ihre Diskussion der Entwicklung von Kasuspostpositionen als Indikatoren für konkrete räumliche oder soziale Beziehungen zwischen Entitäten zu adverbialen Subordinatoren zur Kennzeichnung von temporalen und logischen Beziehungen zwischen Propositionen, die sich im Laufe der Entwicklung des Newari bereits mehrfach wiederholt hat. In seinem zweiten Beitrag geht Givón (II, S. 257–310) auf die Entwicklung der Morphosyntax in Re-

lativ- und Adverbialsätzen sowie Verbkomplementen anhand des biblischen Hebräischen ein. Der Autor favorisiert dabei insbesondere Analogie als Herzstück des diachronischen Wandels von Sprachen (II, S. 258).

Thompson und Mulac (II, S. 313–329) wenden sich in ihrem Beitrag der Wechselwirkung von »that-deletion« und der Grammatikalisierung epistemischer Phrasen vom Typ »I think« zu. Zur präziseren Klärung der Frage, ob die untersuchten Daten nicht eher auf Lexikalisierung denn auf Grammatikalisierung hindeuten, werden die fünf Grammatikalisierungsprinzipien von Hopper (Bd. I) herangezogen. Die Grammatikalisierung von deutschen Modalpartikeln steht im Mittelpunkt der Untersuchung von Abraham (II, S. 331–380). Da der von ihm untersuchte Phänomenbereich in einem gewissen Maß von prototypischen Grammatikalisierungsfällen abweicht, bildet er zugleich einen guten Ausgangspunkt für die Erörterung einer Reihe von theoretischen Fragen der Grammatikalisierungsforschung.

Es folgt der umfangreichste Aufsatz des zweibändigen Sammelbands, in dem sich Matisoff (II, S. 383–453) mit arealen und universellen Dimensionen der Grammatikalisierung im Lahu (Tibeto-Burmesisch) auseinandersetzt. In seiner Diskussion des Verhältnisses von grammatischem Wandel und Analogie (II, S. 385) finden sich deutliche Anknüpfungspunkte zu Givón (gleicher Band). Es gelingt dem Autor, areale Nuancen grundlegender Grammatikalisierungstendenzen aufzuzeigen und zu erklären. Abschließend wird das Problem der Vorhersagbarkeit von Grammatikalisierungsphänomenen beleuchtet (II, S. 445f.). Craig (II, S. 455–492) präsentiert eine Fallstudie zur Mehrfachgrammatikalisierung von Elementen im Rama (Chibchan Sprache Nikaraguas). Illustriert wird die Auffächerung und Entwicklung des lexikalischen Elements *bang* »gehen« zu unterschiedlichen grammatischen Einheiten. Der abschließende Beitrag von Lehmann (II, S. 493–535) beschäftigt sich mit Sprachwandelphänomenen in der deutschen Gegenwartssprache, wobei der Autor selbst auf die Schwierigkeit verweist, Modeerscheinungen des Sprachgebrauchs von echten Grammatikalisierungstendenzen zu trennen. Auch hier wird noch einmal der Problemkomplex Grammatikalisierung – Analogie aufgenommen (vgl. dazu auch Givón und Matisoff, beide Bd. II).

Der zweibändige Sammelband »Approaches to Grammaticalization« wurde sehr sorgfältig lektoriert. Seine Lektüre ist nicht nur Typologen und Kognitiven Linguisten unbedingt zu empfehlen, sondern sollte auch für all jene ein Muß darstellen, deren besonderes Interesse dem Sprachwandel gilt.

BERLIN

PETRA THIELE

SUSANNE UHMANN, **Fokusphonologie**. Eine Analyse deutscher Intonationskonturen im Rahmen der nicht-linearen Phonologie. Tübingen: Niemeyer 1991. IX, 311 S. (Linguistische Arbeiten. 252.)

In diesem Buch behandelt Susanne Uhmman eine der spannendsten Fragen der modernen Grammatiktheorie, nämlich die Beziehung zwi-

schen der Informationsstruktur und ihrer lautlichen Realisierung. Die Arbeit ist insofern eine Pionierarbeit auf ihrem Gebiet, als die Autorin als erste den dekomponierenden Ansatz der autosegmentalen Phonologie aufs Deutsche anwendet und gleichzeitig den Versuch unternimmt, neue Wege für die phonologische und phonetische Beschreibung des Standarddeutschen zu finden. Da das Problemfeld äußerst komplex ist, kann man nicht erwarten, daß alle relevanten Fragen aufgegriffen und gelöst werden. Die Wichtigkeit von Uhmanns Ansatz liegt darin, daß er bedeutende Einsichten auf dem Gebiet der Fokusphonologie vermittelt und mit der Problematisierung zentraler Fragestellungen eine gute Grundlage für die Weiterführung der Fokuskussion bildet.

Die Arbeit ist wie folgt aufgebaut: Der Fokusdefinition im ersten Kapitel folgt in Kapitel 2 eine kritische Diskussion der einschlägigen Literatur, wobei die beiden wichtigsten neueren phonologischen Ansätze einander gegenübergestellt und ausgewertet werden. Der Literaturbericht ist allerdings sehr umfangreich und in bezug auf die Fragestellung teilweise redundant. Auf der Basis von zwei Datenkorpora entwickelt Uhmman in den Kapiteln 3 und 4 eine Phonologie und eine Phonetik des deutschen Toninventars. Zur Erörterung der Fokusphonologie kommt es erst in den Kapiteln 5 und 6, wo die Regelmäßigkeiten der Fokus-Akzentton-Relation beschrieben werden. Im letzten Kapitel gibt die Autorin eine kurze Zusammenfassung ihrer Ergebnisse.

Im folgenden werden wichtige Aspekte von Uhmanns Theorie besprochen, vor allem die Phonologie, die von ihr vertretene Fokus-theorie und die Kopplung dieser beiden Bereiche, die Fokusphonologie.

In Uhmanns Phonologietheorie werden – hauptsächlich in Anlehnung an Pierrehumbert (1980) und Selkirk (1984) – die metrische und die tonale Komponente getrennt behandelt und erst in einem späteren Schritt zueinander in Beziehung gesetzt. In der metrischen Komponente nimmt Uhmman mit Selkirk zwei Regeltypen an, Text-Gitter-Regeln und Wohlklangregeln, die zum Aufbau eines metrischen Gitters mit mehreren Ebenen benutzt werden. Durch die Anwendung von metrischen Gittern wird nach Selkirks und Uhmanns Auffassung den eigenständigen Gesetzmäßigkeiten der rhythmischen Organisation – gegenüber der syntaktischen Konstituentenstruktur und dem nicht strikt relationalen Charakter der Prominenz – adäquater Rechnung getragen, als es bei einem Ansatz mit metrischen Bäumen möglich wäre. Was das Toninventar des Deutschen betrifft, beschränkt sich die Autorin – auf der Grundlage des untersuchten empirischen Materials – auf zwei Tontypen als konstitutive Bestandteile der Intonationsphrasen: Akzentton und Grenzton. Dabei verzichtet sie auf den von Pierrehumbert vorgeschlagenen Phrasenton mit der Begründung, daß nur Akzent- und Grenztöne funktionale Implikationen haben: Die Grenztöne sind nach Uhmman besonders für die Modusmarkierung der betreffenden Sätze relevant, während die Akzenttöne in bezug auf die Informationsstruktur funktional distinktiv sind. Bezüglich der Tonebenenendifferenzierung betrachtet sie zwei

Ebenen – tief (T) und hoch (H) – als hinreichend für die vollständige phonologische Charakterisierung des Deutschen. Sie legt sich auf zwei monotonale Leveltöne (H* und T*) sowie auf zwei bitonale Konturtöne fest, wobei die Konturtöne als eine Sequenz von Leveltönen (H*+T bzw. T*+H) notiert werden. Die Töne lassen sich relativ frei miteinander kombinieren (S. 167), u. a. mit der Restriktion, daß jede Intonationsphrase mindestens einen Konturton enthalten muß. Zur Abgrenzung der bitonalen Akzenttöne von den monotonalen dient das Kriterium, daß die erstgenannten Töne nachfolgende unakzentuierte Silben in den F_0 -Verlauf einbeziehen, während die monotonalen Akzenttöne keinen direkten Einfluß auf die Umgebung ausüben.

In einer zusätzlichen Subkomponente der phonologischen Theorie stellt Uhmann durch ihre Regeln zur Assoziation von Tönen und Text den notwendigen Zusammenhang zwischen der tonalen und segmentalen Ebene her, wobei der Unterschied zwischen tropischen und nicht-tropischen Tönen in Anlehnung an das ›Accentuation Principle‹ von Goldsmith (1976) eine wichtige Rolle spielt. Die tropischen Töne werden nach Uhmans Assoziationskonventionen mit genau einer akzentuierten Silbe verbunden, der Einflußbereich der nicht-tropischen Töne kann dagegen mehr als eine Silbe umfassen.

Als zentrale Einheiten der prosodischen Gestaltung betrachtet Uhmann die Silbe und die Intonationsphrase. Die Silbe fungiert als Träger tonaler Eigenschaften, während der interne Aufbau der Intonationsphrase, die durch linguistische Pausen bzw. durch Silbendehnung abgegrenzt wird, von Akzenttönen geprägt ist. Es wird darauf hingewiesen, daß die Festlegung der Phrasierungsgrenzen problematisch sein kann.

Eine entscheidende Erweiterung der Selkirkschen Theorie in bezug auf die prosodische Phrasierung ist Uhmans Einführung des Begriffes Akzentdomäne innerhalb der Intonationsphrase (vgl. hierzu auch Fuchs 1976, 1980, Ladd 1983 und Gussenhoven 1983, der Letztgenannte arbeitet allerdings mit dem Begriff Fokusdomäne). Uhmann verwendet außerdem den Terminus Tondomäne für den Bereich, der die maximale Ausdehnung eines bitonalen Akzenttons regelt. Dabei betont sie, daß die Grenzen der Tondomänen nicht notwendigerweise mit Akzentdomänengrenzen zusammenfallen.

Nach der detaillierten Diskussion der phonologischen Grundlagen kommt Uhmann zum interessantesten Teil ihrer Arbeit, der Fokusphonologie. Der Untersuchung liegt ihre Fokusdefinition aus dem ersten Kapitel zugrunde. Hier wird zum einen Fokus als der eine Teil des komplementären Kategorienpaares Fokus – Hintergrund »semantisch-funktional« definiert, indem der Hintergrund als vorausgesetzt, d. h. als kontextuell bekannt oder inferierbar betrachtet wird (vgl. S. 3). Zum anderen stützt sich die Autorin weitgehend auf die von Jacobs (1984) ausgearbeitete relationale Fokuskonzeption, die besagt, daß jede Fokuskonstituente Fokus eines fokussierenden Elements ist und an ein fokussierendes Element gebunden ist (vgl. S. 5). Offen fokussierende Elemente sind nach Jacobs und Uhmann unter anderem die Gradpartikeln, bestimmte Negationselemente und Einstellungsverben. Die relationale Fokustheorie lasse sich aber auch

auf Fälle übertragen, in denen kein segmental realisiertes fokussensitives Element vorhanden ist: Hier fungiert der Illokutionsoperator als fokusbindendes Element. Die beiden obengenannten Auffassungen von Fokus, d.h. Fokus als Gegenstück zu inferierbarem Material vs. Fokus nach der relationalen Fokuskonzeption, lassen sich jedoch nicht ohne weiteres miteinander in Einklang bringen. Dies wird leider von der Autorin nicht problematisiert. Daß hier ein Problem verborgen liegt, läßt sich anhand von Uhmans eigenen Beispielen zeigen: Im Satz (1b) im Kontext (1a)

- (1) (a) F: Wie_i geht es deiner Mutter?
 (b) A: (_TMeiner MÜtter) geht's [_F GUT], (aber mein Väter hat ASTHma). (S. 247, [10])

wird die akzentuierte Topikkonstituente im Vorfeld als ein betontes Hintergrundelement betrachtet. In einem Satz wie (2b) als Gegenbeziehung zur Aussage (2a)

- (2) (a) B: Klaus liebt GERda.
 (b) GB: Nein, das ist falsch.
 Nicht_t [_F KLAUS] liebt [_F GERda], (sondern GERda liebt KLAUS). (S. 247, [9])

fungieren aber *KLAUS* und *GERda* Uhmans zufolge als Fokus des offenen fokussierenden Operators *nicht*, während diese Phrasen nach der semantisch-funktionalen Abgrenzung des Fokus vom Hintergrund – aufgrund ihres Status als kontextuell bekannte Elemente – zum Hintergrundbereich zu rechnen wären (vgl. S. 3, 247).

Nach der relationalen Fokuskonzeption wird – wie oben schon erwähnt – jeder Fokus, der nicht von einem offenen fokussierenden Element abhängt, durch einen Illokutionsoperator »gebunden« (vgl. S. 6). Aus diesem Grunde scheint uns die Gegenüberstellung der beiden Begriffe Fokusbindung und Fokuskontrolle, so wie sie Uhmans (S. 196) vornimmt, nicht völlig konsistent. Vgl.:

- (3) F: Wann_i fährt Karl wohin?
 A: Karl fährt [_F MORgen] [_F nach BerLIN].
 (4) Nicht PEter liebt GERda, (sondern Gerda liebt Peter).

Die beiden Sätze (3) und (4) – bei Uhmans (3a) bzw. (3b) – werden in bezug auf ihre Fokuszuweisung folgendermaßen kommentiert: »Bei (3a) erfolgt die F-Zuweisung über Fokuskontrolle und bei (3b) über Fokusbindung [...]« (S. 196). Im Zuge der empirischen Untersuchung der beiden Korpora ist jedoch bei der F-Zuweisung fast ausschließlich von Fokuskontrolle die Rede; der relationale Aspekt des Fokusbegriffes wird in der Praxis vernachlässigt.

Den zentralen Untersuchungsgegenstand von Uhmans Arbeit bildet die Interaktion von Fokusstruktur und Intonationsstruktur. Ihre Ansichten lassen sich kurz in folgenden Thesen zusammenfassen:

- a) Die Fokusstruktur ist für die intonatorische Gestaltung des Satzes von entscheidender Bedeutung.
 b) Es besteht keine 1:1-Beziehung zwischen Akzent und Fokus; der Akzentton wird jedoch als wichtigstes phonologisches Korrelat des Fokus betrachtet.

- c) Die Akzentdomäne, die als wichtige prosodische Einheit innerhalb der Intonationsphrase eingeführt wird, bildet den Ausgangspunkt für die Abgrenzung von integrierender und isolierender Akzentuierung.
- d) Normalbetonung und Kontrastbetonung sind keine relevanten Begriffe, sondern aus anderen Begriffen ableitbar.
- e) Es lassen sich explizite Regeln zur Fokusprojektion formulieren.
- f) Die Akzent- und Grenztöne sind funktional distinktiv, d. h. mit verschiedenen Interpretationen verbunden.

Unter den obengenannten Punkten hebt Uhmman selbst die Relevanz des Konzeptes Akzentdomäne hervor, indem sie betont, daß mit Hilfe dieses Begriffes »die problematische Annahme einer Eins-zu-eins-Beziehung zwischen Akzentton und Fokus vermieden werden kann« (vgl. S. 230). Durch die Unabhängigkeit des Akzentbegriffes vom Fokusbegriff ist es ihr möglich, eine Differenzierung von Akzenten und prosodischen Einheiten innerhalb des Fokusbereichs – und auch im Hintergrundbereich – vorzunehmen. Eine solche Differenzierung ist z. B. bei Selkirk – durch die Bindung des pitch accents an den Fokus und die Intonationsphrase – nicht denkbar. Zwar werden bei Selkirk für einen Satz wie *Abernathy gesticulated* (vgl. unten [5]) zwei tonale Phrasierungsmöglichkeiten vorgesehen, aber eine Untergliederung des Satzes ist nur möglich, wenn zwei pitch accents – und folglich auch zwei Foki – angesetzt werden, die jeweils mit einer Intonationsphrase zu assoziieren sind:

- (5) (a) $_{IP}(Abernathy\ gesticulated)_{IP}$
 (b) $_{IP}(Abernathy)_{IP}\ _{IP}(gesticulated)_{IP}$ (Selkirk 1984, S. 27 [1.11])

In Uhmman's Modell wird dagegen durch die Eigenständigkeit von Akzent und Fokus die Voraussetzung für eine interne Gliederung der Intonationsphrase geschaffen (bei ihr isolierende vs. integrierende Akzentuierung), so daß eine Intonationsphrase aus mehreren Akzentdomänen bestehen kann, die unterschiedlich interpretierbar sind.

Bezüglich der Akzentuierung in komplexen Fokusbereichen nimmt Uhmman mit Selkirk an, daß der Fokusakzent der Iktussilbe des Fokusexponenten zugewiesen wird. Selkirks ›Phrasal Focus Rule‹ wird aber in Abrede gestellt: Uhmman zufolge haben die meisten Phrasen je nach Argumentstruktur nur einen potentiellen Fokusexponenten. Außerdem ist Fokusprojektion nur unter der Bedingung möglich, daß normale lineare Ordnung (NLO) vorliegt. Diese beiden Erkenntnisse können als eine wesentliche Verbesserung von Selkirks Fokustheorie betrachtet werden. An diesem Punkt scheint uns die Kritik in der Rezension von Winkler (1992, S. 478) ungerechtfertigt zu sein.

Uhmman gibt eine umfassende Übersicht über die in der Literatur vorgeschlagenen Regeln zur Fokusprojektion. Diese Regeln, die nach der Autorin »ein Herzstück der zu entwickelnden Fokusphonologie« (S. 198) bilden, werden allerdings nur aufgelistet, ohne systematisiert und kritisch diskutiert zu werden – mit einer Ausnahme: die eingehende und gut begründete Argumentation gegen Selkirks Fokusregeln.

Problematisch ist unserer Ansicht nach bei Uhmman die Tatsache, daß man bestimmte Projektionen bzw. die Abwesenheit von solchen offensichtlich sogar im Hintergrundbereich vorfinden kann.

Uhmann zufolge gelten auch im letztgenannten Fall die Fokusprojektionsregeln, ohne daß dies von der Autorin als Widerspruch zu der von ihr vertretenen Komplementarität der Konzepte ›Fokus‹ und ›Hintergrund‹ (S. 3) erkannt und problematisiert würde. Vgl. das folgende Beispiel:

- (6) F: Was, schenkt Xenja ihrer Mutter zum Geburtstag?
 (a) A: [_HXenja schenkt ihrer Mutter] [_{F1} einen **FERN**seher].
 (b) [_H [_{AD1} XENja] [_{AD2} schenkt ihrer MUTter]] [_{F1} einen **FERN**seher]. (S. 236 [72])

Laut Uhmann erfolgt »[die] Akzentuierung der Konstituente *Mutter* [...] nach den Fokusprojektionsregeln [...], d.h. auch diese Regeln gelten nicht nur für Fokus-, sondern auch für Hintergrundbereiche« (S. 236).

Durch Uhmans Theorie der Fokusphonologie zieht sich wie ein roter Faden der Gedanke, daß Akzenttöne und Grenztöne funktional distinktiv sind. Dies wird an mehreren Stellen in der Arbeit betont (vgl. z. B. S. 99, 158, 180, 270) und dient sogar als Begründung für die Aufnahme gerade dieser Töne in das Tonrepertoire des Deutschen. Bei der Untersuchung der Interpretationsmöglichkeiten der Akzenttöne wird aber eine wesentliche Einschränkung gemacht, indem nur Töne im Vorfeld berücksichtigt werden. Die Auswertung der Daten aus ihren zwei Korpora führt Uhmann zu der Schlußfolgerung, daß zwei der Akzenttöne so gut wie eindeutig an bestimmte Interpretationen gebunden sind: Sie interpretiert T*+H als Topik, T* als Hintergrund. Die beiden anderen Töne sind offenbar in bezug auf die Informationsstruktur ambig: H* könne als intonatorisches Korrelat sowohl vom Hintergrund als auch vom Fokus (als Nebenakzent des Satzfokus) fungieren, während H*+T in diesem Zusammenhang als tonale Kennzeichnung von engem und weitem Fokus diskutiert wird (vgl. S. 254, 258ff.). Die Auflösung der tonalen Ambiguitäten von Fokusstrukturen ist der Autorin zufolge mit Hilfe von weiteren intonatorischen Mitteln möglich, und zwar durch den initialen Grenzton sowie durch die Ausdehnung des Tonumfangs bzw. die Einschränkung der Tondomäne.

Uhmans Hypothesen sind nicht unproblematisch. Vor allem macht sich das Fehlen eines differenzierten und kohärenten Diskursmodells bemerkbar, das allerdings erst noch zu entwickeln wäre. Ohne ein solches lassen sich aber keine haltbaren Aussagen über die Zuordnung von Akzenttönen und Informationsstruktur machen. Obwohl sich Uhmann der Auffassung anschließt, daß eine zweite Strukturierungsebene, die Topik-Kommentar-Ebene, über die Fokus-Hintergrund-Gliederung hinaus anzusetzen ist, fehlt bei ihr eine Erörterung der Relation zwischen diesen beiden Ebenen. Dies wird besonders S. 247 bei der unsystematischen Auflistung der möglichen Interpretationen von Vorfeldkonstituenten deutlich. In dieser Liste taucht das Topik nur als Hintergrund auf; bei der späteren Analyse der Akzenttöne zeigt sich jedoch, daß der dem Topik vorbehaltene Akzentton T*+H auch an Fokuskonstituenten realisiert werden kann. Vgl. dazu Uhmans Beispiel (17), S. 252, hier als (7) zitiert:

- (7) (Gibt's was Neues?)
 Ja. Xenia promoviert.
 | |
 T*+H H*+T T%

In einem Fall wie (7) spricht die Autorin von einer markierten Einbettung der Topik-Kommentar-Struktur in einen Fokusbereich, die ihrer Ansicht nach nur durch die sogenannte ›double-duty-Funktion motiviert werden kann (vgl. S. 253). Die Annahme einer 1:1-Beziehung zwischen der Topikfunktion und dem Akzentton T*+H und die Bindung des Topiks an die ›double-duty-Funktion führen unseres Erachtens zu einer problematischen Einschränkung der Topikalität (vgl. Molnár 1991).

Ein weiterer Einwand richtet sich gegen Uhmans Hypothese bezüglich der funktionalen Distinktivität der Akzenttöne. Der allgemein übliche Gebrauch des Begriffes ›funktionale Distinktivität‹ hebt auf eine eindeutig bedeutungsunterscheidende Funktion der Akzenttöne ab. Es ist aber zweifelhaft, ob die untersuchten Daten eindeutige Zuordnungen zwischen Akzenttönen und Informationsstruktur legitimieren. So gibt es z. B. in bezug auf den Akzentton H*+T keine klaren Aussagen über die mit diesem Ton verträglichen Interpretationen. In Kapitel 6, wo die tonale Disambiguierung der Akzenttöne behandelt wird, geht es ausschließlich um die Realisierung dieses Akzenttons auf Fokuskonstituenten, und in den Zusammenfassungen der Interpretationsmöglichkeiten der Akzenttöne (S. 254, 267) wird dieser Ton nicht berücksichtigt. Ausgehend von Uhmans eigenem Material in anderen Teilen des Buches läßt sich aber zeigen, daß auch Hintergrundkonstituenten mit dem Akzentton H*+T auftreten können. Vgl. im Kontext *Was schenkt Xenia ihrer Mutter?* den Satz (8):

- (8) Xenia schenkt ihrer Mutter ein Fernseher.
 | | |
 H*+T H*+T T% (S. 228 [61])

Auch die funktionale Distinktivität des Akzenttons T* müßte näher untersucht werden. Über diesen Akzentton heißt es bei Uhmann, daß er Hintergrundkonstituenten markiert. In Beispiel (9) (bei Uhmann (94), S. 166) liegt aber der Akzentton T* auf einer Konstituente im Fokusbereich, in diesem Fall allerdings nicht im Vorfeld:

- (9) (Haben Sie noch etwas hinzuzufügen?)
 Nein. Ich habe niemanden belogen.
 | |
 T* H*+T T%

Aufgrund dieses Satzes stellt sich die Frage, ob der Akzentton T* auch im Vorfeld mit fokussierten Konstituenten verbunden werden kann. Diese Frage ließe sich nur durch eine Erweiterung der Materialgrundlage klären.

Die Beispiele legen die Vermutung nahe, daß sich aus der Anwendung der angegebenen Kriterien zur Interpretation von Akzenttönen und zur Disambiguierung von Fokusstrukturen nicht absolute Regularitäten, sondern allenfalls Tendenzen ableiten lassen (vgl. auch Féry 1992).

Abschließend soll betont werden, daß Uhmans Monographie zur Fokusphonologie – trotz der hier formulierten Einwände – zweifellos eine bedeutende Arbeit auf ihrem Gebiet ist. Durch die Einführung des Begriffes *Fokusphonologie*, die Erörterung der theoretischen Aspekte des Phänomens und die empirische Implementierung auf deutsches Sprachmaterial hat Susanne Uhmans wesentlich dazu beigetragen, neue Perspektiven zu eröffnen und die zukünftige linguistische Diskussion zu fördern.

LITERATUR

- Beckman, M. E., Pierrehumbert, J. B. 1986: Intonational structure in Japanese and English, *Phonology yearbook* 3, S. 255–309.
- Féry, C. 1992: Focus, topic and intonation in German. In: *Arbeitspapiere des Sonderforschungsbereichs 340*. Bericht Nr. 20.
- Fuchs, A. 1976: ›Normaler‹ und ›kontrastiver‹ Akzent, *Lingua* 38, S. 293–312.
- Fuchs, A. 1980: Accented subjects in ›all-new‹ sentences. In: Brettschneider, G./Lehmann, Chr. (Hgg.), *Wege zur Universalienforschung*. Fs. H.-J. Seiler, Tübingen, S. 449–461.
- Goldsmith, J. 1976: An overview of autosegmental phonology, *Linguistic analysis* 2, S. 23–68.
- Gussenhoven, C. 1983: Focus, mode and the nucleus, *Journal of linguistics* 19, S. 377–417.
- Jacobs, J. 1984: Funktionale Satzperspektive und Illokutionsemantik, *Linguistische Berichte* 91, S. 25–58.
- Ladd, D. R. 1983: Even, focus and normal stress, *Journal of semantics* 2, S. 257–270.
- Molnár, V. 1991: Das TOPIK im Deutschen und im Ungarischen, *Stockholm (Lunder Germanistische Forschungen 58)*.
- Pierrehumbert, J. B. 1980: The phonology and phonetics of English intonation, Ph. D. Diss. MIT.
- Selkirk, E. O. 1984: *Phonology and syntax: the relation between sound and structure*. Cambridge/Mass.
- Winkler, S. 1991: Rezension von S. Uhmans (1991), *Fokusphonologie*, *Linguistische Berichte* 136, S. 477–481.

VOLDA
LUND

JORUNN HETLAND
VALÉRIA MOLNÁR

JORUNN HETLAND, **Satzadverbien im Fokus**. Tübingen: Narr 1992. XII, 298 S. (Studien zur deutschen Grammatik. 43.)

Hetland's study of German sentential adverbs (and adverbial phrases) is a clearly written and informative piece of work, whose main components are (a) the general characterization of the class of sentential adverbs, (b) the syntactic distribution of these items, (c) their scopal properties, and (d) their interaction with focus. The general framework is that of Government-and-Binding grammar, although the main concern of the book appears to be less concerned with the more technical aspects of that theory than with a general desire to keep in touch with current thinking about phrase structure, in particular the structure of the German sentence.

A fairly large part of the book is a lengthy discussion of the literature on sentence adverbs and focus, a discussion which is usually fair-minded but never uncritical. There is also a considerable amount of real-life data, which are often put to good use, for instance in section 6.2., where some claims by Lang (1983) concerning the limited possibilities of conjoining, negating and contrasting sentence adverbs are confronted with usage data.

Sentence adverbs are defined by a mixture of morphological and syntactic criteria. A sentence adverb is an undeclinable word which does not function as a connective, may be used as a sole answer to a yes/no question and may appear in sentence-initial position. It would be interesting to see if a completely syntactic or morphological definition could be given, but Hetland does not address this question. However, in a sense, the criteria given are irrelevant within the frame-work of GB, since both the morphological and the syntactic properties which Hetland discusses (indeclinability, ability to occur in the initial sentence position [»Vorfeld«,], etc.), are essentially language-specific, and say little if anything about the universal characterization of sentence adverbs. In the case of adverbial phrases, the question arises how the adverbial properties are assigned to the phrase. What, in other words, determines whether some XP receives the feature +Sadv? Here, we cannot rely on lexical assignment, as we might in the case of adverbs. This problem is left open by Hetland, and is probably unresolvable without recourse to semantics.

Hetland assumes that sentence adverbs do not have a designated single base position. Following Verhagen (1979), she assumes that they can be freely adjoined, and uses a few scoping rules to rule out ungrammatical occurrences. In this fashion, she is able to deal with the considerable syntactic freedom which sentence adverbs enjoy in German, e.g. the various orders in (1) below, Hetland's (2.16):

- (1) a. weil anscheinend Petra ihrer Tochter den Lastwagen geschenkt hat
- b. weil Petra anscheinend ihrer Tochter den Lastwagen geschenkt hat
- c. weil Petra ihrer Tochter anscheinend den Lastwagen geschenkt hat
- d. weil Petra ihrer Tochter den Lastwagen anscheinend geschenkt hat

A currently fashionable alternative would be to generate the adverb in a single position, e.g. that in (1a), and then derive the other orders by left-ward movement of the argument-NPs (cf. e.g. Bennis and Hoekstra 1984/5, Pollock 1988). This possibility is not discussed in detail by Hetland, which is a missed opportunity.

Excluded as adjunction sites are DP (the determiner phrase), PP and AdvP, so as to rule out the starred examples in the following paradigm:

- (2) a. Petra kommt möglicherweise nach hier.
- b. *Petra kommt nach möglicherweise hier.
- c. Petra zieht möglicherweise für immer weg.
- d. *Petra zieht für möglicherweise immer weg.
- e. wahrscheinlich mit den Händen
- f. *mit wahrscheinlich den Händen

No explanation is given for why these types of phrases do not allow modification by sentential adverbs, the restriction is merely stated as such: »Ich nehme an, daß die Phrasenstruktureregeln einfach keine Stellen für Adverbien mit Operatorstatus als Kokonstituenten von Determinatorphrasen, Adverbphrasen und Präpositionalphrasen enthalten« (p. 135). In this respect, Hetland follows the general position of Jacobs (1983) regarding focus adverbs, where it is likewise argued that focus adverbs may not be adjoined to nonverbal projections. Cases which are apparently problematic for Jacobs' position, such as those in (3), are argued to be V3-sentences, and bracketed in such a way that the adverb is not a sister constituent of the other preverbal expression:

- (3) a. [Sogar [er [hat sich gut benommen]]]
 b. [Nur [mit Gewalt [erreicht man wenig]]]

A similar bracketing is proposed by Hetland for sentences with sentence-initial sentence adverbs, such as:

- (4) a. Vielleicht niemals hat sich die Möglichkeit einer politischen Übereinstimmung zwischen der wahren Wissenschaft und dem wahren Glauben ... so sehr geltend gemacht.
 b. Vermutlich der Polizei hat Luise das Bild von Peter gezeigt.

I find it unwise to follow Jacobs' lead on this matter, given the numerous objections raised in Bayer (1988), and Hoeksema (1989) to Jacobs' interpretation of the German data. For instance, the bracketing in (3) can no longer be given for examples such as the following:

- (5) a. Nicht nur Franz, sondern auch Fritz war dabei.
 b. Der Polizei und ganz bestimmt auch dem Vater hätte Luise das Bild von Peter zeigen sollen.

Even in cases of DPs within PPs, the primary case on which Jacobs based his argument, matters are less than perfectly clear (cf. e.g. the discussion of *auch nur* in Hoeksema and Zwarts 1991, note 6). To mention just one example which involves sentence adverbs, note for instance that (6) below is better than the starred sentences in (2):

- (6) Ich betrachte das als vielleicht den abgeschmacktesten Vorschlag, den ich jemals bekommen habe.

Note that here the order with *vielleicht* preceding *als* has a different meaning:

- (7) Ich betrachte das vielleicht als den abgeschmacktesten Vorschlag, den ich jemals bekommen habe.

Another point of criticism concerns the rather global fashion in which sentence adverbs are described. There is hardly any systematic discussion of individual differences, and no mention at all of the lexicographic aspects: which meanings are expressed by sentence adverbs, which adverbs are ambiguous or polysemous, how the German stock of sentence adverbs compares with that of other languages, etc. Hence the picture one gets is that of an extremely homogeneous class, although there are some glimpses here and there of va-

riation, for instance in the discussion (p. 171 ff.) of some observations about *leider* and *wahrscheinlich* in Lang (1979). One would like to see a more comprehensive discussion here. Similarly, one would like to know just how the adverb of negation *nicht* fits into the adverbial system of German. In some ways it acts like a sentence adverb, but it lacks some of the crucial properties of sentence adverbs. For instance, it cannot be used as the answer to a yes/no question, but is this an important fact, or just the consequence of the fact that there happens to be a special answer-particle *nein*? Should one call *nicht* a sentence adverb with some special properties of its own, or a focus adverb with properties of sentence adverbs?

To conclude, Hetland's study is a welcome addition to the literature on adverbs, and a good starting point for further work.

REFERENCES

- Bayer, J. 1988: Interpretive islands: evidence for connectedness and global harmony in logical form, in: G. Grewendorf and W. Sternefeld (eds.), *Scrambling and barriers*, Amsterdam, pp. 341–421.
- Bennis, H., and T. Hoekstra 1984/85: Gaps and parasitic gaps, *The linguistic review* 4, pp. 29–87.
- Hoeksema, J. 1989: *Only* in Dutch: a comparison of three adverbs, in: M. Jack, L. Koenig and A. Taylor (eds.), *Penn review of linguistics* 13, pp. 106–122.
- Hoeksema, J., and F. Zwarts 1991: Some remarks on focus adverbs, *Journal of semantics* 8, pp. 51–70.
- Jacobs, J. 1983: Focus und Skalen: Zur Syntax und Semantik der Gradpartikeln im Deutschen, Tübingen.
- Lang, E. 1979: Zum Status der Satzadverbiale, *Slovo a slovesnost* 40, pp. 200–213.
- Lang, E. 1983: Einstellungsausdrücke und ausgedrückte Einstellungen, in: R. Růžicka and W. Motsch (eds.), *Untersuchungen zur Semantik*, Berlin, pp. 305–341.
- Pollock, J.-Y. 1989: Verb movement, universal grammar and the structure of IP, *Linguistic Inquiry* 20, pp. 365–424.
- Verhagen, A. 1979: Focus, core grammar and sentence adverbials in Dutch, in: M. van de Velde, W. Vandeweghe (eds.), *Sprachstruktur, Individuum und Gesellschaft. Akten des 13. linguistischen Kolloquiums*, Gent 1978, Bd. 1, Tübingen, pp. 143–152.

GRONINGEN

JACOB HOEKSEMA

ELKE HENTSCHEL und HARALD WEYDT, **Handbuch der deutschen Grammatik**. Berlin, New York: de Gruyter 1990. X, 451 S.

Nach der Definition von Duden (*Deutsches Universalwörterbuch*, 1989) ist ein Handbuch ein »Buch in handlichem Format, das den Stoff eines bestimmten Wissensgebietes o. ä. in systematischer u./od. lexikalischer Form behandelt«. Ziel der beiden Autoren bzw. Autorinnen – wenn man sich dem Sprachgebrauch von Hentschel/Weydt im Handbuch anschließt, die von den »Leserinnen« einer Grammatik sprechen (S. 6) – ist also eine systematische Darstellung der deutschen Grammatik. Diese Behandlung »möchte grundsätzlich deskrip-

tiv« vorgehen (S. 6) und die »primären Formen des Deutschen im traditionellen Sinn behandeln«. Was Hentschel/Weydt unter »im traditionellen Sinn« verstehen, wird am Ende des Absatzes »Was ist Grammatik?« erläutert (S. 10):

»In der Darstellung des Stoffes folgt dieses Handbuch der traditionellen Grammatik. Darunter verstehen wir einen Kernbestand an Konzeptionen und Beziehungen, der ursprünglich aus der antiken Grammatik stammt. Die dort begründete Sprachbeschreibung wurde in der europäischen Tradition weiterentwickelt und hat auch in Deutschland zu einer Fülle von Darstellungen (z. B. bei Schottelius, Grimm, Becker) geführt.«

Hentschel/Weydt geben aber keine Definition des Ausdrucks »primäre Form«. Da aber im folgenden (S. 13–20) der Begriff »Wortart« ausführlich besprochen wird und Hentschel/Weydt der Leserin (sic) ihre semantische Auffassung von der semantischen Fundierung der Wortarten darlegen, dürfen wir annehmen, daß es sich bei den »primären Formen« um (primäre?) Wortarten handelt.

Für die semantische Fundierung der Wortarten werden vier Arten von Bedeutungen herangezogen (kategoriematisch, deiktisch, kategoriell, synkategoriematisch), die eine Bestimmung der Wortarten Verb, Substantiv, Adjektiv, Pronomina und Partikeln erlauben. Der weitere Aufbau des Handbuchs richtet sich nach dieser Bestimmung, und die Kapitel 2 bis 8 sind den eben erwähnten Wortarten gewidmet. Unangekündigt und auf seltsame Weise schleicht sich das Adverb zwischen Artikel und Partikeln ein. Man hätte es eher gleich nach dem Adjektiv erwartet. Dafür wird aber keine Erklärung gegeben. Das Kapitel 9 befaßt sich mit der Struktur des Satzes, das Kapitel 10 mit den Satzarten und der Wortstellung. Das Kapitel 11, »Syntaxmodelle«, scheint völlig überflüssig zu sein, ein Fremdkörper, da sein Inhalt in keiner Verbindung zu den zehn anderen Kapiteln und zur traditionellen Grammatik steht.

Bei den drei ersten Wortarten, Verb, Substantiv, Adjektiv, wird ein einheitliches Beschreibungsverfahren angewandt: Klassifikation (Einteilung nach Subklassen), Formenbestand, Funktionen, Wortbildung. Im Laufe dieser Beschreibung werden die Hauptbegriffe und Operationen der deskriptiven Grammatik des Deutschen dargestellt und diskutiert; beim Verb und beim Substantiv ist die Diskussion sehr ausführlich, besonders bei der Verbtypologie, die nach verschiedenen Gesichtspunkten aufgestellt wird: semantisch, morphologisch, syntaktisch, funktionell. Hervorzuheben ist der Vorrang, den die Autoren der Semantik zuerkennen. Für jede untersuchte Wortart wird nämlich zuerst eine semantische Klassifikation vorgenommen: semantische Klassifikation der Verben nach Handlung, Vorgang, Zustand, Aspekt und Aktionsarten (S. 32–34), semantische Einteilung der Substantiva (S. 134–136), semantische Klassifikation der Adjektiva (S. 178–180).

Aus dieser Klassifizierung ziehen Hentschel/Weydt aber nach meiner Ansicht nicht die nötigen Konsequenzen. Jede Stufe wird unabhängig von den anderen behandelt, als stünde zum Beispiel die Zugehörigkeit eines Verbs zu den Vorgangs- oder Zustandsverben nicht mit der Argumentstruktur (Valenz) des Verbs in enger Beziehung. Vielleicht kommt das in diesem Fall daher, daß in dem angewandten

Beschreibungssystem der Begriff von Valenz oder Argumentstruktur hinter dem mehr formellen Begriff von Rektion zurücksteht.

Überhaupt spielt die Syntax in diesem Handbuch eine eher bescheidene Rolle: Der Begriff ›Wortart‹ ist ein brauchbarer Begriff, wenn er durch den Begriff ›syntaktische Gruppe‹ ergänzt wird. Wenn ein Wort aufgrund seiner semantischen Eigenschaften der Wortart Substantiv zugeordnet wird, erwirbt es gleichzeitig die Fähigkeit, Kern einer Nominalgruppe zu sein, die durch eine bestimmte Struktur (z. B. was links und rechts vom nominalen Kern stehen kann) und bestimmte grammatische Kategorien wie Numerus und Bestimmtheit charakterisiert wird. Entfällt wie bei Hentschel/Weydt der Begriff von ›Nominalgruppe‹, so entfällt auch notwendigerweise der syntaktische Rahmen, der es erlaubt, die Beziehungen innerhalb der Nominalgruppe zu beschreiben. Die Beziehungen werden im ›Handbuch‹ tatsächlich nicht behandelt. Ähnliches gilt auch für das Verb und die Verbalgruppe bzw. den Satz als syntaktische Einheit. Ich verweise auf J. Fourquets ›Prolegomena zu einer Grammatik des Deutschen‹ (1970), aber auch auf U. Engels ›Syntax der deutschen Gegenwartssprache‹ (1977). Dadurch, daß das Verb nicht als Kern einer syntaktischen Gruppe betrachtet wird, läßt sich erklären, warum die Ergänzungen des Verbs in drei verschiedenen Kapiteln behandelt werden: im Kapitel 2 (Verb) werden Rektion und Valenz besprochen, im Kapitel 3 (Substantiv) die Kasustheorie, obwohl sie nicht mit dem Substantiv, sondern mit dem Verb zusammenhängt, und im Kapitel 9 (Struktur des Satzes) die Begriffe Prädikat, Subjekt, Objekt usw. Durch das Fehlen des Begriffs ›Nominalgruppe‹ wird die Deklination der Nominalgruppe auf drei verschiedene Kapitel verteilt, obwohl es sich um ein einheitliches Phänomen handelt. Es hat wenig Sinn, die Deklination des Adjektivs vor und unabhängig von der Deklination des Artikels zu behandeln. Der Artikel bezieht sich auf die ganze Nominalgruppe und nimmt an dem Ausdruck der kategoriellen Bedeutung des Substantives teil. Ebenfalls fehlt der Begriff ›Adverbial‹ oder ›Adverbialgruppe‹, der es erlaubt, Nebensätze, Präpositionalgruppen und Adverbien als funktionell verwandte Formen zu behandeln. Konsequenterweise fehlt auch der Begriff ›Präpositionalgruppe‹. Im Kapitel 8, den »Partikeln im weiteren Sinne« gewidmet, bedürfte der Begriff »Wortart« einer näheren Bestimmung: »Zu den Partikeln im weiteren Sinne können folgende Wortarten gezählt werden: Präpositionen[...] Fokuspunkteln[...] Negationspunkteln« (S. 247). Dadurch wird der Begriff Wortart zu einem elastischen Begriff, der mit den in der Einleitung angeführten semantischen Kategorien kaum beschrieben werden dürfte, denn »Wortart« bezeichnet genauso den Oberbegriff »Partikeln« wie alle untergeordneten Subklassen.

Beim Lesen dieses Handbuchs gewinnt man den Eindruck, daß es Hentschel/Weydt eher um ein Handbuch der grammatischen Beschreibung, d. h. der grammatischen Metasprache als um ein Handbuch der grammatischen Formen des Deutschen ging, wie es in der Einleitung angekündigt war. Denn es fehlen fast alle Listen, Tabellen, die in einem grammatischen Nachschlagewerk eine unentbehrliche Funktion haben. Selbstverständlich kann keine ausführliche Liste der Vorgangsverben gegeben werden, die eine nicht abgeschlossene

Klasse bilden; möglich und notwendig wären aber doch Listen der Wortklassen, die mehr oder weniger geschlossene Systeme bilden, und Tabellen der Flexionsformen des Verbs und der Nominalgruppe.

Zuletzt möchte ich auf einige Probleme zu sprechen kommen, die nicht mit einer mehr oder weniger subjektiven Auffassung von Syntax oder Grammatik zu tun haben, sondern die deskriptive Adäquatheit des Handbuchs betreffen. Bei der Beschreibung des Formenbestands des Verbs wird an keiner Stelle klar zwischen den persönlichen Endungen (Person + Numerus) und den Tempus oder Modus bildenden Morphemen unterschieden. Statt dessen liest man: »das Endungsmerkmal des Konjunktivs in allen Personen und Tempora ist ein -e« (S. 108). Das -e ist kein Endungsmerkmal, sondern das modusbildende Morphem, an das die Personalendungen (\emptyset , *st*, \emptyset , *n*, *t*, *n*) angefügt werden. Im Präsens des Indikativs gibt es kein modus- oder tempusbildendes Morphem, die Personalendungen werden direkt an den Stamm angefügt. Es handelt sich aber um einen anderen Satz von Endungen (*e*, *st*, *t*, *en*, *t*, *en*). Solche für die adäquate und systematische Beschreibung des Deutschen unerlässlichen Feststellungen fehlen im Handbuch. Bei der Beschreibung des Verbs fehlt ferner ein Grundbegriff, der die Einteilung aller Tempora in zwei Gruppen ermöglicht: der Begriff der Abgeschlossenheit. Dieser hätte vielleicht eine Fehlinterpretation des Werts von *als* als »vorzeitig« in dem Satz:

Als endlich alle eingetroffen waren, konnte die Sitzung beginnen.

verhindert (S. 275). Es handelt sich in diesem Fall um Gleichzeitigkeit:

Zu dem Zeitpunkt (alle sind eingetroffen), kann die Sitzung beginnen.

Bei den Tempora behaupten Hentschel/Weydt unglücklicherweise: »Jedes Präteritum kann (wenn man eine Veränderung der Stilebene in Kauf nimmt) in ein Perfekt verwandelt werden« (S. 100). Folgender Satz scheint jedoch in keiner Stilebene möglich zu sein:

Als Napoleon klein gewesen ist, hat er nie geweint.

Die Liste solcher Ungenauigkeiten oder Unstimmigkeiten ließe sich fortsetzen, genau wie die Liste der nicht behandelten Fragen. Zwar erklären Hentschel/Weydt in der Einleitung, daß sie aus Raumgründen auf eine adäquate Beschreibung der Laute des Deutschen verzichten (S. 5). Wie lassen sich aber die Morphologie bestimmter Substantive (*'Doktor*, *Dok'toren* z. B.) oder gewisse Wortbildungsregularitäten (*wider'stehen*, *'Widerstand*) ohne Hilfe eines phonologischen Begriffs von Wortakzent adäquat beschreiben? Dagegen werden den Interjektionen wie *ts*, *psst*, *brr*, *toi*, *prrr*... als »Wortart« sechs Seiten gewidmet.

Eine zusammenfassende Bewertung des Handbuchs ist nicht leicht. Einerseits werden viele Grundbegriffe sorgfältig beschrieben und illustriert. Andererseits verwenden Hentschel/Weydt einen theoretischen Rahmen, der nur eine atomistische Behandlung der zu beschreibenden Fakten ermöglicht. Vielleicht liegt gerade darin die Schwäche der »traditionellen« Grammatik, auf deren Unzulänglichkeit

für die Beschreibung einer Reihe von grammatischen Erscheinungen schon seit dem Anfang der fünfziger Jahre (für das Deutsche) ausführlich hingewiesen worden ist.

AIX-EN-PROVENCE

DANIEL BRESSON

WOLFGANG FLEISCHER, IRMHILD BARZ, **Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache**. Unter Mitarbeit von Marianne Schröder. Tübingen: Niemeyer 1992. XVII, 375 S.

1969 erschien die erste Auflage eines Buches, das sehr bald in die Reihe der Standardwerke der germanistischen Sprachwissenschaft aufrückte, die ›Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache‹. Sein Autor, der Leipziger Germanist Wolfgang Fleischer, wollte damit Hochschullehrern und Deutschlehrern ein Hilfsmittel für Lehre und Unterricht anbieten. Zugleich verstand er sein Buch aber auch als »einen Versuch, in Anwendung von Erkenntnissen moderner Sprachforschung Grundzüge der Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache herauszuarbeiten«. Fleischer verfolgte also durchaus wissenschaftliche Ziele. Er wollte einen Überblick über zentrale Problemstellungen der Wortbildungsforschung vermitteln und zugleich eine nach synchronen Aspekten ausgerichtete Beschreibung der deutschen Wortbildungsmittel präsentieren.

Fleischers ›Wortbildung‹ löste als Standardwerk die ›Deutsche Wortbildung‹ von Henzen ab, die 1947 zuerst aufgelegt worden war. Der in der Nachkriegszeit erfolgte Paradigmenwechsel in der Sprachwissenschaft hat Henzen das Schicksal eines Forschers beschieden, der am Ende einer ehemals sehr schöpferischen Periode sprachwissenschaftlicher Forschung steht. Sein »modernes Handbuch« – wie es in der Einleitung zu seinem Buch heißt –, das die bedeutenden Forschungsergebnisse von junggrammatischen Germanisten wie Kluge, Wilmanns und Paul zusammenfaßt und ergänzt, wurde nur für eine kurze Zeit als ein forschungsorientierendes Handbuch gebraucht; die Funktion des Buches verlagerte sich mehr und mehr auf die einer Abschlußbilanz.

Zwei entscheidende Veränderungen kennzeichnen die Forschungssituation am Ende der sechziger Jahre. Zum einen hatte sich eine grundsätzliche Orientierung auf die synchrone Forschung durchgesetzt. Die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Beschreibung des Sprachsystems ohne reduktiven Bezug auf dessen Geschichte wurde nicht mehr prinzipiell bestritten. Zum anderen gewannen auch neue Wissenschaftsideale zunehmenden Einfluß, die mit strengeren Bedingungen an die Wissenschaftssprache verbunden waren, deren sich die Sprachwissenschaft bedient. Während sich die traditionelle Forschung vorwiegend auf die Analyse umfangreicher empirischer Fakten konzentrierte und deren reguläre Eigenschaften so weit wie möglich zu erfassen suchte, sahen die neuen Forschungsrichtungen in der gezielten Konstruktion von faktennahen Theorien ganz neue Möglichkeiten, die Forschung voranzutreiben. Theorien dienten fortan zur möglichst präzisen Formulierung überprüfbarer Hypothe-

sen. Methodologisch und auch inhaltlich rückten diese Richtungen immer näher an die logisch orientierte Sprachphilosophie heran. Es entwickelten sich zwei Grundkonzeptionen von Sprachwissenschaft mit verschiedenen Wissenschaftsidealen. Ihr wesentlicher Unterschied läßt sich an der Verwendung des Begriffs Theorie ablesen. Wir wollen diese Verschiedenheit mit den Bezeichnungen Theorie I und Theorie II erfassen. Theorien II sind als Versuche zu verstehen, im Detail ausformulierte abstrakte Strukturmodelle zu finden, die als möglichst genaue wissenschaftliche Deutung von Fakten und deren innerer Ordnung gelten können. Ein solches Vorgehen hat neben Vorteilen auch eine Reihe von charakteristischen Nachteilen. Einerseits gelangt man auf diesem Wege zu wissenschaftlichen Aussagen, deren Korrektheit überprüfbar wird. Auch wenn sich Hypothesen als unzutreffend erweisen, besitzen sie Erkenntniswert. Andererseits ergeben sich unvermeidbare Lücken daraus, daß häufig selbst sehr diffizil formulierte Regeln nicht alle bekannten Aspekte der Fakten, auf die sie angewendet werden, in »befriedigender Weise« abdecken. Dieser Mangel wird jedoch dadurch aufgehoben, daß Forschungsprobleme erkannt und formulierbar werden. Ein weiterer, häufig für noch gravierender erachteter Mangel ergibt sich daraus, daß die Entwicklung empirisch brauchbarer Modelle kein kontinuierlicher Prozeß sein kann. Das ist eine Folge der hochgradigen Komplexität sprachlicher Erscheinungen.

Theorien II erfassen deshalb die Phänomene des Gegenstandes grundsätzlich lückenhaft oder mindestens unterschiedlich genau, und verschiedene Ansätze erfassen sie noch dazu kontrovers. Die Erkenntnis von Lücken und Disproportionen ist aber ein stimulierendes Moment der Forschung. Die ständige Rekonstruktion aktueller Ansätze im Rahmen einer Theorie II und die Konkurrenz divergierender Theorien II ist ein Wesensmerkmal der Methode und nicht ein Zeichen dafür, daß das vorausgesetzte Wissenschaftsideal in toto zweifelhaft ist.

Theorien I sind natürlich ebenfalls Hypothesen über Eigenschaften eines Gegenstandsbereichs. Sie werden jedoch weniger Beschränkungen unterworfen. Die verwendeten Begriffe werden häufig nur ungenau definiert, einzelne Aspekte des Gegenstandes werden separat behandelt, ohne nach systematischen Beziehungen zu fragen, Schwierigkeiten bei der Abgrenzung von Strukturbereichen werden nicht problematisiert, da man davon ausgeht, daß unsystematische Verhältnisse im Gegenstandsbereich eine unsystematische Theorie I rechtfertigen.

Wortbildungstheorien im Sinne von II haben ohne Zweifel zu zahlreichen neuen Erkenntnissen und Fragestellungen geführt. Das betrifft alle Aspekte von Wortbildungen, den phonologischen, den morphologischen, den syntaktischen und den semantischen. Besonders die Komposita-Forschung hat aus diesen Richtungen entscheidende Impulse erhalten (vgl. Spencer 1991). Man darf aber auch Wortbildungstheorien im Sinne von I wissenschaftlichen Erkenntniswert nicht absprechen. Theorien II setzen nicht nur Forschungsperioden voraus, in denen Theorien I dominierten, sondern sie können auch

synchron durch diese ergänzt werden. Natürlich ist auch nicht zu übersehen, daß Theorien I ebenfalls in wesentlicher Hinsicht aus Theorien II schöpfen. Wenn dieses Nebeneinander als normaler Forschungsbetrieb verstanden wird, lassen sich viele Konflikte und Fraktionskämpfe vermeiden. Fleischer zeigt jedenfalls, daß er Vertretern von Theorien II den Respekt nicht versagt. Ich denke, er wird sich nicht mißverstanden fühlen, wenn man ihn den Anhängern von Theorien I zuordnet. Der Wert seines wissenschaftlichen Beitrags zur Wortbildungsforschung wird dadurch nicht berührt.

In seiner ›Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache‹ entwickelt Fleischer eine Wortbildungstheorie, die er sowohl der Darstellung der Bildungstypen als auch der Auswahl und Beurteilung der Forschungslage zugrundelegt. Seine Option für Theorien im Sinne von Theorie I ermöglicht es ihm, einen Gesamtüberblick über theoretische Ansätze, Fragestellungen und Ergebnisse der germanistischen Wortbildungsforschung zu vermitteln, die Anhänger von Theorien im Sinne von Theorie II vermutlich nur in Nachschlagewerken mit Lexikoncharakter unterzubringen vermöchten.

Das nun vorliegende Buch von W. Fleischer und I. Barz hat den gleichen Titel wie die von Fleischer allein verfaßte Wortbildung. Es soll aber als eine »vollständige Neufassung« aufgenommen werden, wie das Vorwort betont. Besonders die theoretische Grundlegung enthalte neue Momente. So die »onomasiologisch-nominationstheoretische Orientierung«, die Beziehung zwischen Wortbildung und Text sowie eine modifizierte Definition von Wortbildungsmustern. Im darstellenden Teil ist vor allem die Behandlung der verbalen Wortbildung beträchtlich erweitert worden. Auch bei der Beschreibung anderer Bildungstypen wurden die neueren germanistischen Arbeiten herangezogen. Unverkennbar ist die Auswertung der ›Deutschen Wortbildung‹ der Innsbrucker Forschungsstelle des Instituts für deutsche Sprache, Mannheim.

Das Buch ist eine Gemeinschaftsarbeit, an der neben den im Titel Genannten auch M. Schröder beteiligt ist. I. Barz verfaßte die Abschnitte 1.5. (Einheiten der Wortbildung), 1.9.1. (Wortbildungsparadigma) und Kapitel 5. (Wortbildung des Verbs). M. Schröder trug Abschnitt 1.9.2. (Wortbildungsprodukte im Text) und 2.8. (Kurzwortbildung und Kurzwort-Bildung) bei. Für den beträchtlichen Rest zeichnet W. Fleischer verantwortlich.

Während in den Vorgängerversionen noch der Lehrbuchcharakter betont wird, wird nun der Anspruch eines Handbuchs erhoben. Sicher mit Recht, wenn man unter Handbuch ein Nachschlagewerk versteht. Um ein Handbuch, das die gesicherten Grundlagen und Ergebnisse einer Forschungstradition darstellt und zugleich neue Forschungen anregen möchte, handelt es sich dagegen nicht. Die heutige Forschungslage – das bestätigt gerade auch das vorliegende Buch – bietet nicht die Voraussetzungen für ein Handbuch in diesem Sinne.

Wie sind also die Neuerungen des vorliegenden Buches zu bewerten? Ohne Zögern kann festgestellt werden, daß Fleischer und Barz nicht zu Anhängern einer Wortbildungstheorie II geworden sind. Die angekündigten theoretischen Neuerungen bleiben ganz im Rahmen

des Theorieverständnisses des Vorgängerwerkes. Eine Vertiefung hat das Konzept des Wortbildungsmodells erfahren und damit die wesentliche theoretische Grundlage des beschreibenden Teils. Im nominationstheoretischen Ansatz, im Abschnitt ›Wortbildung im Text‹ und im Verweis auf Wortbildungsparadigmen können wir dagegen nur eine Erweiterung der Aspekte sehen, unter denen Wortbildungen betrachtet werden. Eine entscheidende Rückwirkung dieser Konzepte auf die fundamentalen Konzepte, die Wortbildungsregeln bestimmen, ist nicht zu erkennen. Die Darstellung des nominationstheoretischen Ansatzes legt die Vermutung nahe, daß hier nur altbekannte Wortbildungserscheinungen umbenannt werden, ohne daß ein theoretischer Gewinn daraus zu ziehen ist. Die Einordnung der Wortbildung in die Gesamtheit von Möglichkeiten, den Wortschatz zu erweitern, ist sicher ein notwendiger Schritt der Lexikonforschung, er bleibt aber rein additiv, wenn damit nicht neue theoretische Perspektiven für die Wortbildung eröffnet werden. Da nominationstheoretische Verallgemeinerungen vor allem auf einer ausgearbeiteten Semantik aufbauen müssen, würde vermutlich die an Formen orientierte Darstellung von Wortbildungsmustern im vorliegenden Buch gestört. Daß dieser Ansatz eher eine Randerscheinung bleibt, ist der Darstellung der meisten Wortbildungsmuster zu entnehmen. Auch die Hinweise auf die Rolle von Wortbildungen im Text haben keine Rückwirkung auf das Verständnis von Wortbildungsstrukturen und -regeln. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß sie im darstellenden Teil keine Rolle spielen. Der Begriff des Wortbildungsparadigmas bietet die Möglichkeit, zwischen Wortbildungsreihen (alle Wörter, die nach dem gleichen Modell gebildet sind), Wortbildungsgruppen (alle Bildungen, die die gleiche semantische Beschreibung haben) und Wortbildungsnestern (alle Wörter, die das gleiche Grundmorphem haben) zu unterscheiden. Der Begriff Wortbildungsreihe ist offensichtlich identisch mit dem an anderer Stelle eingeführten Begriff Wortbildungstyp. Übrigens nicht, wie in der Definition angegeben, mit Wortbildungsmodell; es handelt sich ja um eine Klassifizierung von gegebenen Wörtern und nicht um die Vorhersage möglicher Wörter. Der Begriff Wortgruppe wäre neben dem Begriff Wortbildungsbedeutung, der die semantische Beschreibung eines Wortbildungsmodells erfaßt, nur dann von Interesse, wenn die Exemplare einer Gruppe neben der gleichen Wortbildungsbedeutung auch andere Regularitäten aufweisen würden. Das ist aber recht zweifelhaft, da die Beziehungen zwischen phonologisch-morphologischer und semantischer Form im Prinzip arbiträr sind. Auch der Begriff Wortbildungsnest bleibt ohne Konsequenzen für die eigentliche Beschreibung von Wortbildungstypen.

Zu erwähnen sind die Konzepte Wortbildungsmodell und Wortbildungstyp. Sie repräsentieren das eigentliche theoretische Verständnis von Wortbildungsregeln im vorliegenden Buch. Sie wurden bereits in einer früheren Arbeit eingeführt (vgl. Stepanova/Fleischer 1985, S. 76ff.). Diese Begriffe drücken den Versuch aus, Wortbildungsmuster auf einheitliche theoretische Grundlagen zu beziehen. »Ein Wortbildungsmodell ist ein morphologisch-syntaktisch und lexikalisch-semantisch bestimmtes Strukturschema, nach dem Reihen

gleichstrukturierter Wortbildungsprodukte mit unterschiedlichem Material erzeugt werden können« (S. 53). Verbstamm + Adjektivsuffix -ig zusammen mit der Bedeutung ›Neigung zu der durch den Verbstamm bezeichneten Tätigkeit‹, bzw. ›Verhaltensweise habend‹ (bummel+ig, taumel+ig) ist ein Beispiel für ein Wortbildungsmodell. Die genauere Bestimmung eines Wortbildungsmodells verlangt nach Fleischer/Barz folgende Angaben über Strukturmerkmale:

1. Morphemcharakteristik der unmittelbaren Konstituenten
2. Reihenfolge der unmittelbaren Konstituenten
3. Wortart und semantische Klasse
4. Formativstrukturelle Spezifika
5. Satzsyntaktisches Verhalten
6. Wortbildungsbedeutung

Diese Charakteristik bleibt relativ unbestimmt. Sie ist nicht als Beschreibung eines Schemas für Regeln gedacht, die einen festen Platz in einer Grammatik haben. Es bestehen gewisse Ähnlichkeiten mit Redundanzregeln (vgl. Motsch 1988). In den Ausführungen zu allgemeinen oder typischen Eigenschaften der Verknüpfung von UK zu Wortbildungskonstruktionen ist die Nachbarschaft zu Wortstrukturtheorien nicht zu übersehen (vgl. Olsen 1986).

Wortbildungsmodelle dienen der Bildung neuer Wörter. Sie legen die Bedingungen für mögliche Wörter einer Sprache fest. Die Verbindlichkeit solcher Regeln wird jedoch stark relativiert. Damit grenzen sich Fleischer/Barz grundsätzlich von Regelkonzepten der generativen Grammatik ab. Sie bezweifeln, ob es überhaupt möglich sei, Mechanismen anzugeben, die alle Restriktionen erfassen und nur richtige Bildungen vorhersagen. Hier kommt ein charakteristischer Zug von Theorien I zum Ausdruck. Auf der einen Seite werden generelle Aussagen angestrebt. So wird z. B. angenommen, daß Wortbildungskonstruktionen im Prinzip binäre Strukturen aus phonologisch repräsentierten Konstituenten sind. Wenn man auf der anderen Seite aber wie Fleischer und Barz unbeschränkt Ausnahmen zuläßt, so hat die Annahme nur noch statistischen Wert. Gegenbeispiele gegen die Binaritätshypothese, die leicht zu finden sind, sind für Wortstrukturtheorien im Sinne von II dagegen echte Probleme. Das gilt auch für die mit der Binaritätshypothese verbundene Annahme, daß Wortbildungsstrukturen konkatenativ sind, d. h. aus zwei phonologisch repräsentierten Einheiten bestehen. Die Begründung dieser Annahme hat z. B. zu Versuchen geführt, auch nicht-konkatenative Formen der Wortbildung (wie Konversion, Ablaut, Reduplikation) auf konkatenative Grundlagen zurückzuführen (vgl. Olsen 1990 und 1992). Bildungen, deren Basis aus einer syntaktischen Fügung besteht, bereiten Regeln im strengeren Sinne deshalb Schwierigkeiten, weil Wortbildungsregeln keinen Zugang zu syntaktischen Regeln haben; sie können sich nur auf Informationen des Lexikons beziehen. Fleischer und Barz nehmen an, daß Wortbildungsmodelle einen eigenen theoretischen Status haben und sich grundsätzlich von Phrasenstrukturregeln unterscheiden. Wenn diese Entscheidung wirklich verbindlich gemeint wäre, dürfte es keine Wortbildungsmodelle geben, in denen die erste unmittelbare Konstituente eine Fügung ist, die nur durch

syntaktische Regeln lizenziert wird. *Einarmig, friedliebend, Liebhaber* wären dann nicht durch Wortbildungsmodelle beschreibbar. Tatsächlich werden diese Bildungstypen als spezielle Wortbildungsmodelle behandelt, ohne daß auf die Probleme hingewiesen würde, die sich für die eigenen allgemeinen Annahmen ergeben.

Auch die Unterscheidung zwischen Wortbildungsmodell und Wortbildungstyp fordert einen Kommentar heraus. Wortbildungstypen dienen nur der Analyse lexikalisierten Wörter. Sie erfassen also auch Wortbildungen, denen keine Wortbildungsmodelle entsprechen. Eine solche Unterscheidung ist ohne Zweifel wichtig, um die aktuell gültigen Muster herauszufinden. Die Unterscheidung wird jedoch nicht theoretisch ausgelotet. Besonders die Fälle, in denen Wortbildungstypen mit Wortbildungsmodellen übereinstimmen, machen deutlich, daß beide Begriffe die gleiche theoretische Beschreibung voraussetzen. Es handelt sich offensichtlich nur um unterschiedliche Funktionen der gleichen Regeln. Eben dies ist die Grundidee des Konzepts der Redundanzregeln von Jackendoff (vgl. Jackendoff 1975). Wortbildungstypen, denen keine Wortbildungsmodelle entsprechen, sind in den meisten Fällen defekte Regeln. Das Problemspektrum, das sich auf einem solchen Hintergrund ergibt, ist beträchtlich (vgl. Motsch 1988). Die bloße terminologische Unterscheidung zwischen Modell und Typ reicht nicht nur nicht aus, um tieferliegende Probleme zu erkennen, sie verdeckt diese sogar, da verschiedene Termini verschiedene Strukturtypen suggerieren.

Zur Beschreibung der deutschen Wortbildungsmittel wollen wir hier nicht detailliert Stellung nehmen. Generell kann man sagen, daß der Informationsgehalt der Modell- und Typbeschreibungen an vielen Stellen vermehrt worden ist. Die Beschreibung wurde also grundsätzlich erweitert und aktualisiert. Besonders auffallend sind die Neuerungen bei der Darstellung von Komposita, die nun auch Komposita, und nicht mehr Zusammensetzungen, heißen. Neu sind vor allem die semantischen Angaben zu Kompositamodellen. Ein Grund dafür sind sicher die reichen Ergebnisse neuerer Forschungen zur Komposition. Während andere Arbeiten aber nach systematischen Klassifizierungssystemen suchen, beschränken sich Fleischer und Barz auf eine Liste von »Wortbildungsbedeutungen«. Für Substantivkomposita mit einem Substantiv als erstem Glied umfaßt die Liste folgende Einheiten: Lokal, Temporal, Final, Kausal, Komparativ, Possessiv, Ornativ, Partitiv, Instrumental, Material, Konstitutional, Adhäsiv, Agens, Patiens, Prozessual, Thematisch, Graduativ. Diese Einheiten werden durch Umschreibungen charakterisiert. Die Nähe zu semantischen Rollen ist natürlich nicht zu übersehen. Es wird jedoch kein Versuch unternommen, die Systematik der Klassifizierung zu begründen. Gerade eine solche semantische Grundlage für die Erklärung von Komposita gehört zu den wichtigsten Erkenntnissen der neueren Forschung (vgl. Motsch 1992).

Die »Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache« wird auch im neuen Gewand als Studienbuch und vor allem als Nachschlagewerk gute und unverzichtbare Dienste leisten. Sie macht jedoch zugleich eine Lücke deutlich: das Fehlen eines Nachschlagewerkes, das Wort-

bildungsfakten des Deutschen vom Standpunkt der Wortbildungstheorien II darstellt.

LITERATUR

- R. Jackendoff, Morphological and semantic regularities in the lexicon, *Language* 51 (1975), S. 639–671.
- W. Motsch, On inactivity, productivity and analogy in derivational processes, *Linguistische Studien des ZISW* 179 (1988), S. 1–30.
- , Wieviel Syntax brauchen Komposita? in: R. Große, G. Lerchner, M. Schröder (Hgg.), *Beiträge zur Phraseologie, Wortbildung und Lexikologie*. Fs. Wolfgang Fleischer, Frankfurt a. M. 1992, S. 71–78.
- S. Olsen, Wortbildung im Deutschen. Eine Einführung in die deutsche Wortstruktur, Stuttgart 1986.
- , Konversion als ein kombinatorischer Wortbildungsprozeß, *Linguistische Berichte* 127 (1990), S. 185–216.
- , Zur Grammatik des Wortes. Argumente zur Argumentvererbung, *Linguistische Berichte* 137 (1992), S. 3–32.
- A. Spencer, *Morphological theory. An introduction to word structure in generative grammar*, Cambridge 1991.
- M. D. Stepanova u. W. Fleischer, *Grundzüge der deutschen Wortbildung*, Leipzig 1985.
- Deutsche Wortbildung. Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache. Eine Bestandsaufnahme des Instituts für deutsche Sprache. Forschungsstelle Innsbruck, Hauptteil 1: I. Kühnhold, H. Wellmann, *Das Verb*. Mit einer Einführung von J. Erben, Düsseldorf 1973; Hauptteil 2: H. Wellmann, *Das Substantiv*, Düsseldorf 1975; Hauptteil 3: I. Kühnhold, O. Putzer, H. Wellmann unter Mitwirkung von A. M. Fahrmaier u. a., *Das Adjektiv*, Düsseldorf 1978; Hauptteil 4: L. Ortner, E. Müller-Bollhagen u. a., *Substantivkomposita*, Berlin, New York 1991; Hauptteil 5: M. Pümpel-Mader, E. Gassner-Koch, H. Wellmann unter Mitarbeit von L. Ortner, *Adjektivkomposita und Partizipialbildungen*, Berlin, New York 1992.

MANNHEIM

WOLFGANG MOTSCH

Deutsche Wortbildung. Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache. Eine Bestandsaufnahme des Instituts für deutsche Sprache, Forschungsstelle Innsbruck. Vierter Hauptteil: LORELIES ÖRTNER, ELGIN MÜLLER-BOLLHAGEN, HANSPETER ÖRTNER, HANS WELLMANN, MARIA PÜMPEL-MADER, HILDEGARD GÄRTNER, **Substantivkomposita (Komposita und kompositionsähnliche Strukturen 1); Fünfter Hauptteil: MARIA PÜMPEL-MADER, ELSEBETH GASSNER-KOCH, HANS WELLMANN unter Mitarbeit von LORELIES ÖRTNER, **Adjektivkomposita und Partizipialbildungen** (Komposita und kompositionsähnliche Strukturen 2).** Berlin, New York: de Gruyter 1991; 1992 (Sprache der Gegenwart. LXXIX; LXXX.). XLI, 863; XVIII, 340 S.

Mit den Hauptteilen 4 und 5, die sich mit Substantiv- und Adjektivkomposita befassen, ist die Anfang der siebziger Jahre begonnene Bestandsaufnahme zur Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache abgeschlossen. Die germanistische Linguistik verfügt damit über

eine Faktendarstellung, die nicht nur ein sehr umfangreiches Korpus berücksichtigt, sondern auch ein detailliertes Ordnungssystem voraussetzt. Die Beschreibung von Bildungstypen wird systematisch ergänzt durch Angaben zur Frequenz und zur Textzugehörigkeit. Im Vergleich zur älteren Kompositaforschung in der Germanistik ist besonders die semantische Beschreibung ausgebaut worden. Als Materialdarstellung liefern gerade auch die Bände 4 und 5 eine sehr wertvolle Grundlage für Forschung und Lehre. Bei dem gewaltigen Umfang der Bücher versteht es sich, daß sowohl Forscher als auch Lehrer viel Zeit investieren müssen, um das Ordnungssystem zu durchschauen und die für ihre Bedürfnisse interessanten Informationen abrufen zu können.

In dieser Besprechung möchte ich die Frage in den Vordergrund rücken, welchen Beitrag die beiden Bände zur Klärung der Probleme leisten, die die aktuelle Komposita-Forschung aufgeworfen hat.

Wie bereits Fanselow (1981) feststellte, ist die Syntax von Komposita recht trivial. Es handelt sich in der Regel um binäre Strukturen, deren zweites Glied die externen Eigenschaften des ganzen Kompositums festlegt. Einheiten eines Kompositums sind Wörter, die lexikalischen Klassen angehören. In der Regel kann das 1. Glied ein Nomen, ein Adjektiv, ein Verb, ein Adverb oder eine Präposition sein. Als 2. Glied kommen die genannten Wortarten außer Präpositionen vor. Auf einer rein syntaktischen Betrachtungsebene lassen sich weder diese Beschränkungen noch die übliche Untergliederung nach der Art der Beziehung zwischen 1. und 2. Glied (Determinativ-, Kopulativ- und Possessivkomposita) erklären. Als merkwürdige Besonderheit bleibt auch die Kompositionsfuge bei vielen Komposita. Sie ist nur z. T. regulär – in den seltensten Fällen phonologisch bestimmt – und hat allenfalls sekundär eine semantische Funktion. Diese Merkwürdigkeiten werden sehr gründlich beschrieben. Warum sich die deutsche Sprache diesen aufwendigen Luxus leistet, bleibt weiterhin unklar.

Da Syntax und Morphologie nichts über die Prinzipien der Bildung und die daraus folgenden Beschränkungen auszusagen scheinen, sind wir auf die Semantik verwiesen. Von einer semantischen Darstellung der Möglichkeiten, neue Substantivkomposita zu bilden, erwarten wir dreierlei: 1. Eine Darstellung der grundlegenden Beziehungen zwischen 1. und 2. Glied, die die Unterschiede zwischen Determinativ- und anderen Kompositatypen klärt. 2. Eine Darstellung der Prinzipien, nach denen Determinativkomposita gebildet werden können. 3. Eine Darstellung der syntaktischen Beschränkungen als Folge semantischer Bildungsprinzipien.

Was 1. angeht, so sind die Antworten, die wir erwarten, zumindest auf einer intuitiv plausiblen Ebene in Band 4 der ›Deutschen Wortbildung‹ nachzulesen. A ist in Determinativkomposita ein Attribut zu B. Das wird durch eine Relativsatzparaphrase ausgedrückt, die B als Bezugswort hat. Wichtig ist, daß A in dieser Paraphrase in der Regel nicht als referierende Substantivgruppe auftritt. Das bedeutet, daß nur die Eigenschaften eines Nominalkonzepts in die Bedeutung eines Kompositums eingehen. Ferner ist mit der Lexikalisierung von Deter-

minativkomposita die Beschränkung verbunden, daß es sich um typische Eigenschaften des Nominalkonzepts handelt.

Die Frage, welche Beziehungen zwischen den Komponenten eines Kompositums bestehen, wird gegenwärtig kontrovers diskutiert. Man kann zwei Standpunkte unterscheiden. Einen minimalistischen und einen maximalistischen. Den minimalistischen Standpunkt hat besonders Fanselow (1981) vertreten. Er besagt etwa folgendes:

Die Bildung möglicher Komposita beruht auf Prädikat-Argument- bzw. Prädikat-Modifikator-Strukturen. Um Komposita zu bilden oder zu interpretieren, muß man Relationen heranziehen sowie deren Komplemente (Ergänzungen) und Adjunkte (Angaben). Es gibt dann folgende Möglichkeiten:

- I. A oder B bezeichnet eine Relation. Bezeichnet B eine Relation, so ist A eine Ergänzung oder eine Angabe. Bezeichnet A eine Relation, so ist B eine Ergänzung oder Angabe.
- II. Weder A noch B bezeichnet eine Relation. In diesem Falle ist eine Relation zu erschließen, und zwar entweder aus der Bedeutung einer der Konstituenten oder aus dem Weltwissen (Stereotypwissen), das mit den Komponenten verbunden ist.
- III. Ist weder Fall I noch Fall II gegeben, so sind konstante Relationen einzusetzen. Die Menge der Konstanten ist vermutlich sehr klein. Möglicherweise umfaßt sie nur *und* und *simil*, d. h. Relationen, die man für die Erklärung von Kopulativ- bzw. Vergleichskomposita benötigt.

Der minimalistische Standpunkt führt die ganze semantische Erklärung von Komposita auf ein einfaches Prinzip der Füllung von Variablen, die mit Relationen verbunden sind, zurück. Um welche Relationen es sich dabei im Detail handelt, ist keine Frage, die Einfluß auf die Erklärung möglicher Komposita hat, sondern eine Frage, die sich völlig auf die Semantik und das Weltwissen von Lexikonelementen beschränkt. Um es noch deutlicher zu sagen: Nach dem minimalistischen Standpunkt muß ein Kind keine besonderen Listen von Relationstypen erwerben, um Komposita bilden und verstehen zu können, sondern die Relationen, die es benötigt, erwirbt es mit der Bedeutung von lexikalischen Einheiten. Die semantischen Prinzipien der Kompositabildung sind so allgemein, daß sie möglicherweise zu den angeborenen Grundlagen gehören. Akzeptiert man den minimalistischen Standpunkt, so sind Versuche, semantische Typen von Komposita zu ermitteln, theoretisch überflüssig, es sei denn, es handle sich um konstante Relationen, die nicht erschließbar sind. Denkbar sind natürlich auch Untersuchungen über präferente Interpretationen bei mehreren Interpretationsmöglichkeiten sowie der Frequenz bestimmter Möglichkeiten.

Der maximalistische Standpunkt geht dagegen von der Annahme aus, daß Bildung und Verständnis von Komposita nicht nur eine äußerst begrenzte Zahl von konstanten Relationen verlangt, sondern eine umfangreiche Liste, die durch systematische Analysen zu ermitteln ist. Dieser Standpunkt wurde besonders von Brekle (1976) zur Beschreibung englischer Nominalkomposita ausgearbeitet.

Die vorliegenden Bände der »Deutschen Wortbildung« bieten eine reichgefächerte semantische Analyse an, die auf »Relationsbedeutun-

gen« aufbaut, die das 1. Glied mit dem 2. in Bezug setzen. Die Charakterisierung einer Relationsbedeutung stützt sich auf Paraphrasen. Eine Paraphrase besteht aus einem konstanten Teil und zwei Variablen. Der konstante Teil bestimmt die Relationsbedeutung, und die Variablen geben die Plätze für die beiden Konstituenten eines Kompositums an. Zur Abrundung der Relationsbestimmung werden die Variablen durch »semantische Rollen« gekennzeichnet. Die auf diese Weise erreichte Darstellung entspricht dem maximalistischen Standpunkt. Ob die Autoren das tatsächlich beabsichtigten, bleibt unentschieden. Einerseits heben sie hervor, daß die Relationsbedeutungen »linguistische Konstrukte« seien, »die Verdeutlichungs- und Klassenbildungsfunktion haben« (S. 119). Andererseits scheinen sie diese Konstrukte durchaus als Hypothesen über die Kenntnisse zu verstehen, die der Bildung und dem Verständnis von Komposita zugrundeliegen. Darauf läßt die psychologische Deutung am Ende der Einleitung schließen.

Die semantische Beschreibung und Klassifizierung stützt sich auf Paraphrasen. Damit sind nun aber vorhersagbare Probleme verbunden. Paraphrasen sind objektsprachliche Ausdrücke, die eigene syntaktische, morphologische, lexikalische und stilistische Besonderheiten aufweisen. Sie können aus zwei theoretisch sehr verschiedenen Gründen herangezogen werden: 1. weil gezeigt werden soll, daß Komposita verkürzte Ausdrücke von Paraphrasen sind, 2. weil sie die semantische Struktur, die Komposita zugrunde liegt, verdeutlichen sollen. Im ersten Falle wird eine Beziehung zwischen objektsprachlichen Ausdrücken angenommen, im zweiten haben Paraphrasen dagegen eine metasprachliche Funktion, d.h. sie charakterisieren die Bedeutung von Komposita. In der ›Deutschen Wortbildung‹ haben Paraphrasen im Prinzip die zweite Funktion. In einigen Fällen wird allerdings zwischen der Doppelfunktion von Paraphrasen nicht klar unterschieden. So werden systematische Beziehungen zwischen Komposita und anderen sprachlichen Ausdrücken aus einem Attribut und einem Bezugswort ebenfalls als Paraphrasen angeführt.

Paraphrasen sind eine unvermeidbare Grundlage der Bedeutungsbeschreibung von Komposita. Nur mit Hilfe von Paraphrasen können wir uns verdeutlichen, welche Art von semantischen Relationen zu erfassen ist. Da sie die semantische Struktur aber in fast allen Fällen nur ungenau wiedergeben und zudem in den meisten Fällen selbst mehrdeutig sind, muß eine Beschreibung und Klassifizierung, die sich nur auf Paraphrasen stützt, zwangsläufig zu Ungenauigkeiten und Überschneidungen führen. Eine direkte Repräsentation der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke durch objektsprachliche Ausdrücke dürfte grundsätzlich nur annäherungsweise möglich sein.

Auf einige Schwierigkeiten und Probleme soll im folgenden hingewiesen werden.

Komposita wie *Amateurbiologe*, *Gewürzpflanze*, *Jazzmusik* werden in die Klasse der Äquative eingeordnet. Diese wird charakterisiert durch die Paraphrase: [B], das (ein) [A] ist, mit der zusätzlichen Einschränkung, daß [B] eine Art von Oberbegriff und [A] einen Unterbegriff im Rahmen dieses Oberbegriffs beschreibt oder umgekehrt. Als Untertypen werden verschiedene Rollenpaare angeführt: 1.

qualifizierende-qualifizierte Größe, 2. qualifizierte-qualifizierende Größe, 3. definierte-definierende Größe, 4. Spezies-Gattung, 5. Gattung-Spezies, 6. explizierte-explizierende Größe. Aus semantischer Sicht besteht also die Möglichkeit, ein Konzept zu bilden, das einen spezifizierten Oberbegriff darstellt. Diese Charakterisierung dürfte recht genau auf *Jazzmusik* zutreffen. Das gilt jedoch nicht in gleicher Weise für *Amateurbiologe* und *Gewürzpflanze*. BIOLOGE (x) ist kein Oberbegriff von AMATEUR (x). Das gilt auch für PFLANZE (x) und GEWÜRZ (x). In diesen Komposita liegt keine Inklusion, sondern eine Überlappung vor. Die Paraphrase mit *sein* drückt also nur grammatische Verhältnisse aus, nämlich die Möglichkeit, das erste und das zweite Glied des Kompositums in eine grammatische (!) Konstruktion Subjekt-Kopula-Prädikativ einzufügen, der keine eindeutige semantische Interpretation entspricht. Paraphrasen verführen zu grammatischen Klassifizierungen, obwohl semantische angestrebt werden.

Die Ungenauigkeit von Paraphrasen kommt auch bei der Beschreibung komparationaler Komposita zum Ausdruck. Das sind Komposita, in denen das 1. Glied eine Vergleichsgröße beschreibt. Vgl. *Zitronenfalter*, *Zwergstaat*, *Zwiebeldach*, *Schlüsselfrage*. Zu charakterisieren ist in diesen Beispielen eine semantische Relation SIMIL (x, y, z), wobei x und y Nominalkonzepte sind, die verglichen werden, und z eine Dimension von Eigenschaften von y angibt, auf die sich der Vergleich bezieht. *Zitronenfalter* sind FALTER, die Eigenschaften von Zitronen bezogen auf ihre Farbe aufweisen. *Zwiebeldächer* haben Eigenschaften von ZWIEBELN bezüglich der Form. *Schlüsselfragen* sind FRAGEN, die Eigenschaften von Schlüsseln bezüglich der Funktion haben, d. h. sie öffnen etwas. Die Paraphrasen treffen eine semantische Charakterisierung dieser Art nur annäherungsweise. [B], das wie ein [A] ist, gibt die wichtige Argumentstelle z nicht an. [B], das gelb wie ein [A] ist und [B], das (in der Form) wie ein [A] ist, berücksichtigen die Argumentstelle z zwar, drücken sie aber nicht generell genug aus.

Ähnliche Schwierigkeiten ergeben sich auch mit *haben*-Paraphrasen, die ›Kennzeichnungskomposita‹ als Klasse legitimieren sollen. Kennzeichnungskomposita werden untergliedert in Teil-Ganzes- und in Merkmal-Träger-Komposita. Die Subklasse ›Teil-Ganzes‹ lässt sich allerdings nicht durch *haben*-Paraphrasen legitimieren. Deshalb wird wohl auch von einer *haben*-Relation gesprochen. Mehr noch: wenn wir von den Paraphrasierungsmöglichkeiten ausgehen, so unterscheiden sich die meisten angeführten Beispiele voneinander.

<i>Henkelkorb</i>	K hat H
	K ist versehen mit H
	*K enthält H
	*K ist belegt mit H
	*K ist gefüllt mit H
<i>Eisenpräparat</i>	*P hat E
	*P ist versehen mit E
	P enthält E
	*P ist belegt mit E
	*P ist gefüllt mit E

<i>Käsebrod</i>	*B hat K
	B ist versehen mit K
	*B enthält K
	B ist belegt mit K
<i>Daunenkissen</i>	*B ist gefüllt mit K
	*K hat D
	*K ist mit D versehen
	K enthält D
	*K ist belegt mit D
	K ist gefüllt mit D

Die Paraphrasierungsmöglichkeiten weisen ganz offensichtlich auf zwei unterschiedliche Fälle hin. Im ersten Fall ist ein Objekt nicht-inhärenter Bestandteil eines anderen Objekts. Körbe müssen keine Henkel haben und Brote müssen nicht mit Käse belegt sein. Dagegen haben normale Bäume Äste und normale Menschen Arme. Diese Beziehung kann mit ›ist versehen mit‹ ausgedrückt werden und nur in Sonderfällen durch ›haben‹. Im zweiten Falle ist ein Objekt oder eine Masse Ingrediens von etwas. Hier ist die Paraphrase ›enthält‹ angemessen. Die Einrichtung eines semantischen Typs ›Teil-Ganzes‹ stützt sich darauf, daß etwas nicht-inhärenter Bestandteil von etwas sein kann. Für eine entsprechende Relation gibt es im Deutschen aber keine eindeutige Paraphrase.

Einen zweiten Untertyp bilden ›Merkmal-Träger‹-Komposita. Auch hier wird die *haben*-Relation herangezogen, die in diesem Falle sogar durch akzeptable Paraphrasen mit *haben* ausgedrückt werden kann. *Wertgegenstände* sind ›Gegenstände, die einen hohen Wert haben‹. Ein *Kulturvolk* ist ein ›Volk, das eine entwickelte Kultur hat‹. Ein *Gefühlsmensch* hat differenzierte Gefühle. Hier hat *haben* jedoch eine ganz andere Bedeutung als in den zuvor genannten Beispielen, was durch (teil)synonyme objektsprachliche Paraphrasen wie *wertvolle Gegenstände*, *kulturvolles Volk*, *gefühlvoller Mensch* zum Ausdruck kommt.

Die angeführten Beispiele verdeutlichen, daß Paraphrasen nur beschränkt geeignet sind, semantische Typen zu begründen und zu beschreiben. Es besteht sogar die Gefahr, daß sie zur Legitimierung von Typen verwendet werden, die semantisch heterogen sind. Das wurde bereits gezeigt. Die sog. ›Zugehörigkeits‹-Komposita sind ein weiteres Beispiel. Vgl. *Haarfarbe*, *Krankheitsursache*, *Hausfrauenpflichten*, *Tatmotiv*. Die angeführten Beispiele lassen sich mehr oder weniger gut durch *haben*-Paraphrasen umschreiben. Was sie aber tatsächlich eint, ist die Tatsache, daß das zweite Glied ein (latent) relationales Nomen ist. FARBE ist eine Eigenschaft von Gegenständen, URSACHE ist eine Relation zwischen Ereignissen, PFLICHTEN haben Personen aufgrund von Normen, ein MOTIV hat jemand bezüglich einer Handlung. Die Gemeinsamkeit der Bildungen besteht also nicht in der Gleichartigkeit der Relationen – diese sind ja sehr verschieden –, sondern darin, daß die freie Argumentstelle eines relationalen Begriffs besetzt wird. Die Behandlung von ›Zugehörigkeits‹-Komposita verdeutlicht eine offensichtliche Schwäche des strikt maximalistischen Standpunkts: Man muß Relationen wie ›Träger-Merkmal‹ auch

dann annehmen, wenn die Lexikoneinheiten bereits Relationen enthalten. Entsprechend unspezifisch sind dann auch die Bezeichnungen. Die wichtige Unterscheidung zwischen Relationen, die im lexikalischen Material direkt zum Ausdruck kommen, und solchen, die interpoliert werden müssen, geht auf diese Weise verloren.

Als Mangel empfindet man – bei aller anzuerkennenden Informationsfülle –, daß in der Regel nur die Belege des Korpus klassifiziert werden. Auf diese Weise ist es nicht möglich, Lücken in einem Teilsystem zu erkennen und zu prüfen, ob sie nur zufällig oder systematisch sind. So werden z. B. ›Ganzes-Teil-Komposita‹ sehr detailliert dargestellt. Sie werden in semantische Klassen untergliedert. Reichlich belegt sind Bildungen, die in die Klassen Mensch, Tier, Geräte, Bauwerke, Lebensmittel fallen. Man vermißt aber die theoretisch wichtige Frage, ob nicht grundsätzlich alle Teil-von-Relationen in Komposita ausgedrückt werden können. Falls das nicht der Fall ist, d. h. falls es Beschränkungen gibt, wäre das natürlich ein wichtiges Faktum für die Beschreibung und Erklärung möglicher Komposita.

Die hier angedeuteten Vorzüge und Nachteile der Darstellungsweise treffen auf beide Bände der ›Deutschen Wortbildung‹ zu. Da eine Detailkritik in diesem Rahmen nicht geleistet werden kann, begnügen wir uns mit diesem Hinweis. Besonders zu erwähnen ist die ausführliche Beschreibung von Komposita mit Partizipien in Band 5, obwohl hier die Grenze zur Derivation häufig überschritten werden muß.

Unsere Hinweise auf einige Probleme der Klassifizierung sollen die Leistung der Autoren der beiden Bände und deren Wert nicht einschränken. Viele Fragen, besonders solche, die die semantischen Grundlagen einer Wortbildungstheorie betreffen, wird man vermutlich erst erkennen und genauer formulieren können, wenn man diese Bestandsaufnahme heranzieht.

LITERATUR

- H. E. Brekle, Generative Satzsemantik im System der englischen Nominalkomposition, München ²1976 (Internationale Bibliothek für Allgemeine Linguistik 4).
G. Fanselow, Zur Syntax und Semantik der Nominalkomposition. Ein Versuch praktischer Anwendung der Montague-Grammatik auf die Wortbildung im Deutschen, Tübingen 1981 (Linguistische Arbeiten 107).

MANNHEIM

WOLFGANG MOTSCH

GISELA HARRAS, ULRIKE HASS und GERHARD STRAUSS, **Wortbedeutungen und ihre Darstellung im Wörterbuch**. Berlin, New York: de Gruyter 1991. 292 S. (Schriften des Instituts für deutsche Sprache. 3.)

Zu Beginn des Artikels »Wortsemantik« im kürzlich erschienenen Handbuch ›Semantik‹ lesen wir, daß sich der Begriff der Wortbedeutung, »wenn überhaupt, nur im Rahmen einer allgemeinen Bedeutungstheorie für alle Arten sprachlicher Einheiten, seien sie einfach oder komplex, explizieren« lasse (Fanselow/Staudacher 1991, S. 53).

Wenn dies auch der legitime Standpunkt des Bedeutungstheoretikers ist, so kann sich doch der Lexikograph davon nicht leiten lassen; seine Aufgabe ist es, hier und heute wissenschaftlich abgesicherte, verständliche und hilfreiche Bedeutungsangaben zu den Elementen des Wortschatzes zu erarbeiten, und dies setzt ebenfalls eine begründete Auffassung von Wortbedeutung voraus.

Die Erfahrungen einer solchen praktischen Tätigkeit bilden den Hintergrund zu den theoretischen Reflexionen dieses Bandes, denn die Autoren sind zugleich die Verfasser des 1989 erschienenen Lexikons »Brisante Wörter von Agitation bis Zeitgeist. Ein Lexikon zum öffentlichen Sprachgebrauch«. Der nun vorgelegte Band enthält vier Beiträge: Gisela Harras, »Zugänge zu Wortbedeutungen« (S. 3–96), Gerhard Strauß, »Semantische Regeln für lexikalische Einheiten und ihre Konzeptualisierung im Wörterbuch« (S. 97–124) sowie »Metaphern – Vorüberlegungen zu ihrer lexikographischen Darstellung« (S. 125–211), Ulrike Haß, »Textkorpus und Belege. Methodologie und Methoden« (S. 212–292). Dem Vorwort des Bands zufolge zeigen die Beiträge insgesamt, »daß die Darstellungsweise verschiedener Bedeutungsvarianten oder Verwendungsweisen eines Stichworts abhängig ist von der Binnenstruktur seiner Gesamtbedeutung« (S. 2). Dieses Ergebnis »bedeutet zugleich auch eine Revidierung des herkömmlichen und in der Lexikographie praktizierten Polysemie-Konzepts zur Darstellung unterschiedlicher Bedeutungen eines Stichworts« (ebd.).

Zumindest sind diese beiden Punkte Argumentationsziel des ersten Beitrags von Gisela Harras, in dem sie sich hauptsächlich mit den Bedeutungstheorien von H. Putnam und G. Lakoff auseinandersetzt. Was diese für die Wörterbucharbeit attraktiv macht, sind Modelle der Bedeutungsbeschreibung (Stereotypen, Prototypen, Idealisierte kognitive Modelle [ICMs]), die sich explizit gegen die Merkmalssemantik mit ihrer Bedeutungsbeschreibung durch definitorische Merkmale richten. Eine nichtdefinitorische Bedeutungsbeschreibung ist aber nach Harras mindestens für die folgenden Bereiche notwendig (S. 79):

- (1) Bezeichnungen für natürliche Arten und Artefakte
- (2) Wörter mit einer relationalen und einer stereotypischen Komponente: *Vater, Mutter, Dienstag, Sonntag, blind, krank*
- (3) Wörter mit einem Kernstereotyp und weiteren damit zusammenhängenden Stereotypen: *Intellektuelle(r)*
- (4) Verben des kommunikativen Handelns: *behaupten, warnen, lügen, drohen*
- (5) Wörter mit einem Modellcluster und einem Stereotyp-Modell: *Mutter, Intellektuelle(r), Symphatiant, Asylant*
- (6) Wörter mit einer Konzeptfamilie, die durch Alltagstheorien und ICMs bestimmt wird: *Schule, Universität, Zeitung, Parlament, Ausdrücke mit dem Suffix -ismus*

Die lexikographischen Möglichkeiten der Stereotypen- und Prototypensemantik werden u. a. anhand des Eintrags *Intellektuelle(r)* aus dem Lexikon brisanter Wörter ausgelotet (S. 37 ff., 75 ff.).

Kombiniert man beide Analyseverfahren, so läßt sich die Bedeutung von *Intellektuelle(r)* als aus einem Clustermodell und einem Ste-

reotypmodell zusammengesetzter Prototyp begreifen; insgesamt werden acht Eigenschaften identifiziert (S. 78). Innerhalb des Clustermodells ist die Eigenschaft ›Person, wissenschaftlich oder künstlerisch gebildet, geistig arbeitend, Lebensform von Reflexion und kritischem Denken geprägt‹, als Kern anzusehen, welcher ein weiteres Stereotyp ›verstandesmäßig orientiert, Neigung zu kritischer Distanz gegenüber gesellschaftlichen Vorurteilen und Traditionen‹ spezifiziert. Dieses ist besonders wichtig, denn es erzeugt das Stereotypmodell ›überwiegend verstandesmäßig orientiert, Vorrang des Verstandes gegenüber Willen, Gemüt, Gefühl sowie praktischen Tätigkeiten‹, das wiederum weitere Stereotypen spezifiziert.

Insgesamt scheint der Verfasserin die Skepsis gegen die lexikographische Nützlichkeit dieser semantischen Ansätze nicht berechtigt (S. 57f., 63f.), wenn auch konzediert wird, daß es noch keine kodifizierten Verfahren für die wünschenswerten »diskursive[n] Wörterbuchformulierungen« gebe (S. 89).

Im ersten Beitrag von Strauß geht es um die Frage, wie im Lexikon der brisanten Wörter dem Problem der semantischen Variabilität Rechnung getragen wurde. Ausgangspunkt sind Substantive auf ›-ismus‹, für die sich bestimmte konzeptuelle Verschiebungen im Sinne Bierwischs (1983) nachweisen lassen, vgl. die Gruppe (6) oben. So ist *Extremismus* offen für die Einstellungs-Variante, aber blockiert für die Theorie-Variante. *Nationalismus* hat demgegenüber eine Einstellungs- und Theorie-Variante, aber keine Herrschaftsprinzip-Variante wie z.B. *Zentralismus* (S. 110). Die möglichen konzeptuellen Verschiebungen für die Ismen werden in einem Schema übersichtlich zusammengefaßt (S. 107). Ein Vergleich der Lexikoneinträge für *Rassismus* und *Pazifismus* im Lexikon der brisanten Wörter zeigt, daß dort die Trennung zwischen der wörtlichen Bedeutung im engeren Sinne (der »Prädikationsregel«) und der Konzeptfamilie (der »Referenzregel«) und damit die Verfolgung der von Bierwisch bevorzugten Lösung schon präfiguriert sei (S. 112f.). Fazit: Die Umsetzung von Konzeptschemata sei durchaus nützlich für die lexikographische Praxis (S. 118ff.).

In seinem zweiten Beitrag behandelt Strauß zunächst die Lexikologie der Metapher, bevor er auf ihre Darstellung im Wörterbuch eingeht. Der erste Teil ist jedoch nicht überzeugend, da er wesentlich auf den älteren Theorien von Leisi und Weinrich aufbaut; neuere kognitive Theorien der Metapher wie etwa von Kittay (1987) oder Mac Cormac (1985) werden nicht berücksichtigt, und wenn z.B. von Körpermetaphern die Rede ist (S. 173), sollte zumindest Johnson (1987) konsultiert werden. Im Vordergrund stehen zudem Tiermetaphern vom Typ *Fritz ist ein Esel*, deren wiederholte Diskussion kaum neue Einsichten verspricht (vgl. auch das Schema des Tier-Mensch-Bereichs S. 207f.). Sehr präzisierungsbedürftig finde ich die Behauptung, daß die metaphorische Verwendung eines Ausdrucks nicht an eine bestimmte Wortart gebunden sei (S. 135); Konjunktionen oder Interjektionen etwa sind wohl kaum metaphorisch verwendbar. Der Anknüpfungspunkt für die lexikographische Arbeit ist, daß (nach der Terminologie Weinrichs) Spendebereich und Empfangsbereich »als

untrennbares Paar« zusammengehören (S. 102); dies illustriert Strauß u. a. am Bereich der Politik (S. 169 ff.). Um die Zuordnungsschemata lexikographisch transparent zu machen, fordert Strauß die Einführung sog. Motivierungskommentare in den Wörterbucheintrag; diese haben die Aufgabe, die Beziehung zwischen eigentlicher und übertragener Bedeutung zu erläutern (S. 192 ff.).

Der Beitrag von Haß ist ein sehr instruktiver Überblick über methodologische Probleme der Korpusgewinnung und -auswertung. Er nimmt seinen Ausgang wiederum von der praktischen Arbeit am Lexikon der brisanten Wörter, strebt jedoch eine Verallgemeinerung in Richtung auf die Gattung ›Kulturwortschatzwörterbuch‹ an (siehe vor allem S. 241 ff.).

Insgesamt hinterläßt diese Sammlung einen zwiespältigen Eindruck: einerseits einleuchtende Fragestellungen, andererseits wenig konzentrierte Argumentation und behäbige Literaturrezeption. Die Beiträge hätten der Straffung und der besseren Integration – etwa unter dem eingangs zitierten Anspruch des Vorworts – bedurft. Wohl wahr: Man braucht nicht eine entwickelte allgemeine Theorie der Wortbedeutung abzuwarten, um den Sprachbenutzer auf verständliche und informative Art die gewünschte Wörterbuchinformation zu geben. Daß aber gerade die hier bemühten, noch nicht ausgereiften semantischen Ansätze ausreichen, das traditionelle Polysemiekonzept zu revidieren, und damit dem lexikographischen Ideal entscheidend näherkommen, muß noch bewiesen werden.

LITERATUR

- Bierwisch, M.: Semantische und konzeptuelle Repräsentation lexikalischer Einheiten, in: E. Růžicka u. W. Motsch (Hgg.), Untersuchungen zur Semantik, Berlin 1983 (Studia Grammatica XXII), S. 61–99.
 Fanselow, G., u. P. Staudacher: Artikel ›Wortsemantik‹, in: A. v. Stechow u. D. Wunderlich (Hgg.), Semantik. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung, Berlin, New York 1991 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 6), S. 53–70.
 Johnson, M.: The body in the mind: the bodily basis of meaning, imagination, and reason, Chicago 1987.
 Kittay, E. F.: Metaphor: its cognitive force and linguistic structure, Oxford 1987.
 Mac Cormac, E. R.: A cognitive theory of metaphor, Cambridge/Mass. 1985.
 Strauß, G., Haß, U., u. G. Harras: Brisante Wörter von Agitation bis Zeitgeist. Ein Lexikon zum öffentlichen Sprachgebrauch. Berlin, New York 1989 (Schriften des Instituts für deutsche Sprache 2).

TÜBINGEN

JÖRG MEIBAUER

FRITZ PASIERBSKY, Deutsche Sprache im Reformationszeitalter. Eine geistes- und sozialgeschichtlich orientierte Bibliographie. Bearb. u. hg. v. Edeltrud Büchler u. Edmund Dirkschnieder. Teil 1. Teil 2: Register. Tübingen: Niemeyer 1988. 1088 S.

Das gewichtige zweibändige Werk enthält in seinem ersten Teil, der 786 Seiten Text sowie ein unpaginiert vorangestelltes Vorwort

von eineinhalb Seiten umfaßt, das alphabetisch geordnete Verzeichnis der »Autoren- und Sachtitelschriften« (S. 1–733) und der »Sammelwerke« (S. 735–786), in seinem zweiten Teil ein 302 Seiten umfassendes Register. Bei durchschnittlich etwa acht Titeln je Seite kommt man auf schätzungsweise 6000 aufgenommene Titel, was sehr beachtlich ist. Irgendwelche Angaben hierüber findet man nirgends, wie es überhaupt bemerkenswert ist, daß dem Werk eine Einleitung fehlt, die über seine Reichweite und Problematik nähere Auskunft gäbe. Statt dessen muß man sich mit den spärlichen Hinweisen im Vorwort begnügen. Es ist von F. Pasierbsky unterzeichnet, der auf dem Titelblatt als Autor genannt wird. »Bearbeitet und herausgegeben« haben die Bibliographie jedoch E. Büchler und E. Dirkschnieder.

Etwa ein Drittel des Vorworts nimmt eine Argumentation ein, mit der begründet werden soll, »warum die ursprünglich nur sprachgeschichtlich orientierte Konzeption ›Frühneuhochdeutsch‹ sich bald als viel zu eng herausstellte und durch die erweiterte Perspektive ›Deutsch im Reformationszeitalter‹ ersetzt wurde.« Zeitlich ist »Frühneuhochdeutsch« natürlich keineswegs »enger« als »Reformationszeitalter«, denn nach gängiger Auffassung beginnt es um die Mitte des 14. und endet zu Beginn oder auch erst im Laufe der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. De facto nennt die Bibliographie Arbeiten aus einem noch weit größeren Zeitraum, beginnend mit dem Althochdeutschen (man vgl. etwa E. Alanne, *Die deutsche Weinbauterminologie in althochdeutscher und mittelhochdeutscher Zeit*, 1950) und bis hin zur Gegenwart (man vgl. etwa die auf die rezenten Mundarten abzielende Arbeit von P. Wiesinger und E. Raffin, *Bibliographie zur Grammatik der deutschen Dialekte*, 1980). Gerechtfertigt werden soll dieses Ausgreifen durch folgende Hilfskonstruktion: »Dennoch ist eine genaue zeitliche Bestimmung dieses ›Reformationszeitalter‹ [sic] nicht möglich, da die in der Bibliographie erfaßten sprachlichen und gesellschaftlichen Prozesse im Zusammenhang sowohl ihrer mittelalterlichen Wurzeln als auch ihrer neuzeitlichen Wirkungen gesehen werden.« Eine solche Definition erlaubt natürlich alles.

Die »erweiterte Perspektive« F. Pasierbskys bezieht sich jedoch vor allem darauf, daß nicht nur Arbeiten zum »sprachlichen Wandel« aufgenommen werden, sondern daß die Bibliographie »gerade auch den Zusammenhang von Sprache und Gesellschaft einer bedeutenden Epoche der deutschen Geschichte mit erschließen« will. In der Tat ist die Scheidung von »sprachlich« und »außersprachlich« bei der Bewertung von geistes-, kultur- und sozialgeschichtlich orientierter Fachliteratur oftmals ein Problem, und dies umso mehr, wenn primär nach Werktiteln und nicht aufgrund von Inhaltsanalysen gearbeitet wird. Das Vorwort jedenfalls sagt dazu nur, daß »alle Autoren- und Sachtitel überprüft und mit den einschlägigen Bibliothekskatalogen verglichen wurden.« Daß bezüglich der Genauigkeit der Titelwiedergabe ein hohes Niveau erreicht wurde, kann uneingeschränkt bestätigt werden.

Führen unscharfe Abgrenzungskriterien dazu, daß für den Kernbereich wenig Relevantes mit aufgenommen wird, so hat die Tatsache, daß sicher Einschlägiges teilweise nicht aufgenommen wurde, damit

nichts zu tun. K. P. Wegera hat in seiner Rezension (ZfdPh 109 [1990], S. 146–148, Anm. 8) genügend Beispiele genannt, sie brauchen hier nicht vermehrt zu werden. Ein Vergleich des Pasierbskyschen Materials mit Augsburger Sammlungen für eine noch nicht abgeschlossene kommentierte sprachwissenschaftliche Bibliographie zum Frühneuhochdeutschen, die auf inhaltlicher Überprüfung der aufzunehmenden bzw. auszuschheidenden Arbeiten beruht (vgl. den Bericht von S. Freund, ZfdPh 106 [1987], Sonderheft Frühneuhochdeutsch, S. 273–282), ergab beispielsweise für den Buchstaben M, der bei Pasierbsky rund 400 Titel umfaßt, daß ca. 150 Titel ergänzt werden können, wenn die zeitlichen Grenzen weit gezogen, und ca. 50 Titel, wenn nur Arbeiten mit unmittelbarem zeitlichen Bezug zum 16. Jahrhundert berücksichtigt werden.

Immerhin liegt in der Bibliographie F. Pasierbskys umfangreiches einschlägiges Material vor, und es sollte gefragt werden, was der sehr detailliert angelegte Registerband zur Erschließung dieses Materials beiträgt. Leider wird der Benutzer auch hier ziemlich alleingelassen. Im Vorwort heißt es, das Register versuche, »über Schlagwortketten eine inhaltliche Erschließung auf bis zu drei Ebenen zu ermöglichen;« und »eine weitere Erschließung des Hauptregisters in Form eines geographischen »Namen-, Werktitel- und Wortregisters« zu erlauben ist durchaus noch möglich.« Einmal abgesehen davon, daß nicht recht klar wird, was hier mit dem »Hauptregister« gemeint ist, kann man feststellen, daß Namen, und zwar sowohl geographische wie Personennamen, bereits Stichworte des Registers sind (»Aachen«, »Alsfeld« usw.; »Abraham <a Sancta Clara>«, »Adelung, Johann Christoph« usw.). Falls mit dem »Wortregister« objektsprachliches Material aus den erfaßten Titeln gemeint sein sollte, so ist auch solches berücksichtigt (»Angst«, »Gán [sic] <Verb>«, »Gên <Verb>« usw.). Eine durchgängige Systematik vermißt man jedoch, wie auch die folgenden Beispiele zeigen werden.

Die »Schlagwortketten« des Registers wurden teils aus der Begrifflichkeit der Titel selbst, teilweise aber auch offenbar durch eigene Interpretation gewonnen. Sie scheinen maximal fünf Glieder zu umfassen (vgl. S. 836), und man fragt sich, wie es mit der inhaltlichen Erschließung auf »bis zu drei Ebenen« steht. Ein Titel wie W. Welzig, Allegorese im Dienste einer Titelhretorik. Beobachtungen zum Titelkupper einer barocken Predigtsammlung (in: Formen und Funktionen der Allegorie, 1979, S. 419–428), erscheint mit viergliedriger »Schlagwortkette« an nur einer Stelle unter »Allegorie [!]/Titelkupper/Predigt/Barock«, obwohl es die Stichworte »Predigt« und »Barock« auch gibt. Der vergleichbar kurze Beitrag von K. Bohnenberger, Zu *gan, gen, gangan*, (PBB 59 [1935], S. 235–243) erscheint dagegen an drei Stellen unter den im Titel genannten Verbformen. Unter »Predigt«, wo W. Welzig fehlt, stehen ganze drei mehr oder weniger einschlägige Titel, und wenn man das in einer Bibliographie zum Reformationszeitalter nicht für möglich hält, so findet man z. B. unter den ca. 50 Seiten umfassenden Einträgen zu »Luther, Martin/[...]« (an deren Anfang die Reihenfolge gestört zu sein scheint, vgl. S. 903) einiges Weitere (S. 936), aber auch unter »Tauler, Johannes/[...]«, unter »Lei-

chenpredigt« usw. Ein vollständiger Überblick wäre so nur durch Lektüre des gesamten Registers zu erzielen. Wenn K. Bohnenberger, Zu *gan*, *gen*, *gangan*, unter allen drei Verbformen des Titels erscheint, so würde man die Beiträge von H. Kolb und U. Gießmann zu *gehen* und *stehen* im Frühneuhochdeutschen (1972 bzw. 1981) ebenfalls an entsprechender Stelle suchen, wo sie aber fehlen, obwohl ein Eintrag »Stehen <Verb>« durchaus vorhanden ist, mit Verweis auf eine Arbeit von E. Alm, Der Ausgleich des Ablauts im Präteritum von *stehen* (Studia neophilologica 18 [1945/46], S. 191–248, 19 [1946/47], S. 201–271). Gießmann und Kolb findet man schließlich, da hier jeweils die Sprachepoche im Titel genannt ist, zwar nicht unter »Frühneuhochdeutsch«, was als Stichwort nicht existiert, dafür aber unter »Frühbürgerliches Deutsch«, und es entbehrt nicht der Ironie, unter diesem ideologisch befrachteten Etikett, an dem man bisher vor allem gewisse Arbeiten mit DDR-Provenienz erkannte, Forschernamen wie V. Moser, J. Erben, H. Penzl, W. Besch und H. Stopp versammelt zu sehen. Mangelnde sachliche Kompetenz und Unterlassung der inhaltlichen Prüfung könnten der Grund dafür sein, wenn eine Arbeit wie die von A. v. Sobbe, Die Ausgleichung des Rückumlauts, 1911, unter »Phonetik/Phonologie« und unter »Phonologie/Phonetik« gestellt wird, obwohl es sich hier um paradigmatisch-analogische Ausgleichsvorgänge handelt, die eher unter »Morphologie« oder »Flexionsmorphologie« gehörten, was aber beides als Stichwort fehlt. Die Arbeit von E. Alm, die wie diejenige A. v. Sobbes behandelt sein müßte, steht dagegen, wie erwähnt, an ganz anderer Stelle. Solche Beobachtungen ließen sich beliebig fortsetzen.

Als Fazit ergibt sich, daß hier eine Sammelarbeit geleistet wurde, deren Resultat einen zwiespältigen Eindruck hinterläßt. Als Hauptmangel ist ein zu geringer Grad an theoretischer Durchdringung der Materie zu erkennen. Die Abgrenzungskriterien sind unklar, die Prinzipien der Sammlung, Aufnahme oder Ausscheidung der Titel sind unexplizit, die prinzipielle Reichweite einer offenbar im wesentlichen aus den Titeln der Publikationen erarbeiteten Bibliographie wird nicht reflektiert. Das Register ist unsystematisch, teilweise sogar verfälschend und daher nur sehr eingeschränkt benutzbar. Positiv ist die trotz allem bedeutende Anzahl einschlägiger Titel in dieser Bibliographie hervorzuheben, vor allem aber die hervorragende bibliographische Qualität der Einzeltitel. Mit diesem Werk kann das letzte Wort in Sachen frühneuhochdeutsche Bibliographie noch nicht gesprochen sein.

AUGSBURG

HELMUT GRASER

HANS-ERICH KELLER, **Autour de Roland**. Recherches sur la chanson de geste. Paris: Champion 1989. 378 S. (Nouvelle Bibliothèque du Moyen Age. 14.)

Hans-Erich Keller gehört zu den Romanisten, die seit den Anfängen ihrer Forschungen auf dem Feld der *matière de Roland* immer auch die deutschsprachige Tradition im Blick hatten. Das macht ihn zu

einem anregenden Gesprächspartner für die Germanisten und zu einem wichtigen Mittler zwischen den Disziplinen. Programmatisch steht dafür die älteste der hier wieder abgedruckten Publikationen: ›La place du Ruolantes liet dans la tradition rolandienne‹ von 1965 (in: *Le Moyen Age* 71 [1965], p. 215–246, 401–421), die auch in der germanistischen Diskussion ihre Spuren hinterlassen hat. Der vorliegende Sammelband vereinigt achtzehn einschlägige Aufsätze des Verfassers, die zwischen 1965 und 1987 in französischer, deutscher und englischer Sprache erschienen sind, einheitlich in französischer Version und ordnet sie nach sachlichen Gesichtspunkten in drei Teile: ›La matière de Roland en France‹ (I), ›La matière de Roland en Europe‹ (II) und ›L'histoire poétique de Charlmagne en Occitanie‹ (III). Neu hinzugekommen sind ein Beitrag über ›Les origines du compagnonnage de Roland et d'Olivier‹ in Teil I und der resümierende ›Epilogue‹.

Die Publikation wendet sich an ein frankophones und überwiegend romanistisch interessiertes Publikum. Germanistische Fragestellungen sind in Teil II angesprochen, wo sich neben dem oben zitierten Aufsatz auch die jüngeren Arbeiten ›Le prêtre Conrad à la cour de Brunswick‹ (zuerst 1978 unter dem Titel ›Der Pfaffe Konrad am Hofe von Braunschweig‹ in der Festschrift Wolfgang Fleischhauer, Köln-Wien 1978), ›Une ballade de la bataille de Roncevaux en Thulé‹ (zuerst 1980) und ›Le sort de Fierabras en Allemagne‹ (zuerst 1987) finden.

Problematisch ist die Präsentationsform. Der Autor hat seine Arbeiten – soweit nötig – nicht nur übersetzt, sondern in unterschiedlichem Maß auch bearbeitet. Darauf deuten lediglich die in den Anmerkungen enthaltenen Nachweise der jeweiligen Erstpublikation hin (›publié dans une première version« u. ä.), nähere Auskünfte darüber fehlen. Keller hat damit einen der Nachfolge nicht zu empfehlenden Weg eingeschlagen. Ich habe mit Hilfe einiger Stichproben mir ein Bild von Ausmaß und Tendenz dieser Bearbeitung zu machen versucht und tue dem Autor mit den folgenden Bemerkungen vielleicht Unrecht, weil die Beispiele nicht repräsentativ sein mögen für die Neupublikation insgesamt. Keller aktualisiert nicht konsequent mit dem Blick auf den neuesten Forschungsstand. Er läßt seine Aufsätze in der Substanz und im größeren Detail unangetastet, nuanciert aber doch durch die stilistische Überarbeitung gelegentlich anders, verändert einzelne Aussagen, fügt neue hinzu und läßt manches weg. Nur der dem Leser sicher fernliegende Vergleich zwischen beiden Versionen läßt die Differenzen deutlich werden, die im Einzelfall durchaus gravierend sein können.

Besonders auffällig sind die ersten Seiten des Aufsatzes von 1965 über den Platz des deutschen Rolandsliedes in der Rolandtradition. In der früheren Fassung sprach Keller mit der Heidelberger Handschrift immer von ›Chunrat‹, während in der vorliegenden Version durchweg von ›Conrad‹ die Rede ist und der Zusatz ›de Ratisbonne‹ in Parenthese gesetzt und mit Fragezeichen versehen wird. Beides geschieht, nur für den Kenner ersichtlich, in Konsequenz des jüngeren Aufsatzes von 1978, in dem der Pfaffe Konrad an den Braun-

schweiger Hof versetzt wurde. In dieser Arbeit schlug Keller mit hochproblematischer Begründung die ›Spätestdatierung‹ des deutschen Rolandsliedes in die Jahre 1193–1195 vor. Das ist von der germanistischen Forschung – bislang wenigstens – abgelehnt worden (vgl. Eberhard Nellmann in: ²VL Bd. 5, 1985, Sp. 120). Dennoch wird die gänzlich ungesicherte Datierung »vers 1190« hier mit dem Anspruch gesicherten Faktenwissens und dem Hinweis auf »les recherches les plus récentes« vorgetragen. Das ist eine schlichte Fehlinformation, die noch verschärft wird durch den gänzlich in die Irre führenden Hinweis auf den Aufsatz von Friedrich Neumann ›Wann entstanden Kaiserchronik und Rolandslied?‹ (ZfdA 91 [1962], S. 295–329) in der zugehörigen Anmerkung. Neumann hatte nicht für die Spät- und schon gar nicht für die Spätestdatierung, sondern für die Mitteldatierung »um 1150« plädiert, und so stand es korrekt auch in der ursprünglichen Fassung bei Keller. Die Ergänzung der Anmerkung um den Hinweis auf Kellers eigenen Aufsatz von 1978 kann die Verwirrung kaum ausreichend korrigieren. Das mag ein besonders schwerwiegendes Beispiel sein, während anderes – Zufügungen wie etwa in der sprachgeschichtlichen Argumentation zu RL 404f. (p. 206), Auslassungen im Zusammenhang der lateinischen ›Zwischenstufe‹ des deutschen Rolandsliedes (p. 219s. der ersten Fassung) u. a. m. – sicher weniger ins Gewicht fällt. Es sind im Neudruck auch Fehler unterlaufen, die (wohl wieder nur im Einzelfall) durchaus nicht marginal sind. So zitierte Keller die Verse 404f. des deutschen Rolandsliedes (nach Friedrich Maurer) in der ersten Fassung seines Aufsatzes korrekt: »sechs wise herzogen, dar zû sechs gräven«. In der überarbeiteten Version aber fehlt die wiederholte Zahlenangabe, auf die es in der Argumentation gegen André de Mandach aber gerade ankommt. Die neu hinzugefügte Übersetzung trägt dem veränderten Zitat Rechnung – »six ducs sages, ainsi que des comtes« (p. 206) –, so daß man annehmen könnte, es liege hier eine textkritische Entscheidung zugrunde. In Wahrheit handelt es sich um ein Versehen.

Der Aufsatz ›Le prêtre Conrad à la cour de Brunswick‹, dessen deutschsprachige Erstpublikation 1978 erfolgte, ist mit einem Postscriptum versehen. Selbst da aber geht es dem Autor nicht um den neuesten Forschungsstand, sondern lediglich um die Zurückweisung eines brieflichen Einspruchs gegen die Spätestdatierung des deutschen Rolandsliedes durch den Historiker Karl Jordan. Dabei hätte man erwarten dürfen, daß hier die abweichende Meinung der germanistischen Forschung auch nach 1978 Erwähnung fände. Das oberste Gebot für eine Publikation, die zwischen den Fachdisziplinen vermitteln will, ist ihre Verlässlichkeit im Sinne der Korrektheit sowohl wie der Repräsentativität der Sachinformationen. Sie ist ein denkbar ungeeigneter Ort, eigene Hypothesen zu propagieren.

Das alles kann die großen Verdienste von Hans-Erich Keller auch für die Germanistik nicht schmälern. Für sie mag hier nur der voraus-eilende Hinweis stehen, daß Kellers These, der Pfaffe Konrad habe am Hof von Braunschweig gearbeitet, durch neueste Forschungser-

gebnisse bestätigt zu werden scheint. Eine entsprechende Publikation von Jeffrey Ashcroft steht vor dem Erscheinen. Daß dies auch für Kellers Datierung des deutschen Rolandsliedes zu erwarten sei, wage ich jedoch zu bezweifeln.

BERLIN

DIETER KARTSCHOKE

Konrad von Heimesfurt, ›Unser vrouwen hinvar< und ›Diu urstende<. Mit Verwendung der Vorarbeiten v. WERNER FECHTER hg. v. KURT GÄRTNER u. WERNER J. HOFFMANN. Tübingen: Niemeyer 1989. CII, 158 S. (Altdeutsche Textbibliothek 99).

Mit der vorliegenden Neuausgabe der beiden Werke Konrads von Heimesfurt wurde ein drängendes Forschungsdesiderat mustergültig eingelöst. Besonders für die ›Hinvar< konnten aufgrund neuer Textzeugenfunde neue, weiterführende Ergebnisse erzielt werden. Dabei stellen die beiden Herausgeber in der handlichen Studienausgabe der Altdeutschen Textbibliothek nicht nur die kritischen Editionen beider Texte bereit (S. 1–129), verbunden mit einem quellengeschichtlichen und kommentierenden Anmerkungssteil (S. 131–147), sondern informieren auch in einer ausführlichen Einleitung über Konrad von Heimesfurt und seine Werke (S. IX–XVI) und über die bisherigen Ausgaben und textkritischen Bemühungen (S. XVI–XX); für ›Unser vrouwen hinvar< und ›Diu urstende< behandeln sie jeweils Quellen, Handschriften, Konkordanz der Textzeugen, Handschriftenverhältnisse und Stemma, Charakteristik der Überlieferung und Wirkungsgeschichte (S. XX–XLII und S. XLII–LXIX), und abschließend werden Sprache und Verskunst beschrieben (S. LXIX–LXXIV). Der kritischen Ausgabe gehen Erläuterungen zu Überlieferung, kritischem Text und zum Apparat (S. LXXIV–XCVI) und eine thematisch gegliederte Bibliographie voraus.

Die Textgeschichte der ›Hinvar< konnte im Laufe der Forschungsgeschichte immer weiter erhellt werden. Die Erstausgabe von F. Pfeiffer¹ basiert auf drei Hss., A (Donaueschingen, Fürstl. Fürstenbergische Hofbibl., Cod. 74), B (Berlin SBPK, Ms. germ. fol. 20) und C (Graz, UB, Cod. 781); Pfeiffer edierte nach A unter Heranziehung von B und C. Nachdem 1928 das Fragment F (Luzern, Provinzarchiv der Kapuziner, Nachlaß P. Adalbert Wagner) veröffentlicht wurde, konnte A. Leitzmann² zu Recht von einer ›Revolution« in der Bewertung des Textes sprechen, denn F und C boten den besseren, ursprünglicheren Text gegen AB, die sich als sekundäre Bearbeitungen herausstellten. Seither wurden noch fünf weitere Fragmente bekannt (Fragment K von Gärtner identifiziert) und die Hs. I (Seitenstetten, Stiftsbibl., Cod. 91), in der Gärtner die ›Hinvar< Konrads von Heimesfurt als Interpolation in Philipps ›Marienleben< entdeckte. Beschrieben und näher untersucht wird diese Hs. in Gärtners bisher un-

¹ F. Pfeiffer, *Mariae Himmelfahrt von Konrad von Heimesfurt*, ZfdA 8 (1851), S. 156–200.

² A. Leitzmann, *Bemerkungen zu Konrad von Heimesfurt*, ZfdA 67 (1930), S. 273–282.

veröffentlichter Habilitationsschrift.³ I erwies sich als Glücksfund ersten Ranges. »Die textkritische Qualität von I übertrifft noch die von F und ermöglicht durchaus die Rückgewinnung einer autornahen Fassung« (S. XVII). Eine solche Ankündigung ließ sich rechtfertigen, da es inzwischen gelungen war, die lateinische Quelle für Konrads Dichtung genau zu bestimmen. M. Haibach-Reinisch hatte den ›Transitus Mariae‹ des Ps.-Melito in der Version B² als Vorlage der ›Hinvar‹ identifizieren können.⁴ Mit diesem Instrumentarium konnten Gärtner/Hoffmann den Textbestand und die Textqualität von I auf ihre Autornähe überprüfen – unter der Voraussetzung, daß Konrad von Heimesfurt bestrebt war, dem Lateinischen so getreu wie möglich zu folgen. Ihr Resümee zur Neuausgabe der ›Hinvar‹ lautet dementsprechend: »Diese weist nicht nur 79 Verse mehr auf, sondern weicht auch fast in jedem Vers vom Wortlaut der alten Ausgabe Pfeiffers ab« (S. XVII).

Von der ›Urstende‹ Konrads von Heimesfurt gab es bisher nur einen diplomatischen Abdruck der einzigen Vollhandschrift V (Wien, ÖNB, Cod. 2696), deren textkritische Qualität allgemein anerkannt ist, so daß trotz der Mängel des Abdruckes von K. A. Hahn⁵ eine relativ verlässliche Textgrundlage zur Verfügung stand. Dennoch konnte auch hier durch neue Textzeugenfunde die Basis für eine kritische Ausgabe erweitert werden. 1937 wies P. Gichtel an der Münchner Hs. Cgm 7330 nach, daß etwa ein Drittel des Versbestandes der ›Urstende‹ in die ›Weltchronik‹ Heinrichs von München kompiliert wurde. Inzwischen sind fünf ›Weltchronik‹-Hss. mit ›Urstende‹-Exzerpten bekannt. Dazu kommen vier weitere Werke, auf die die ›Urstende‹ einwirkte und die für textkritische Fragen herangezogen werden können: Gundackers von Judenburg ›Christi Hort‹, die Stephanslegende von Hawich dem Kellner, die von Masser und Siller als Fassung E bezeichnete Übertragung des ›Evangelium Nicodemi‹ und die Versdichtung ›Befreiung der Altväter‹, die erstmals von Hoffmann⁶ nachgewiesen wurde. Hoffmann ist es auch gelungen, als lateinische Quelle für die ›Urstende‹ das ›Evangelium Nicodemi‹ nachzuweisen, und zwar für die ›Gesta Pilati‹ in der Fassung B, für den ›Descensus Christi ad inferos‹ in der Fassung A (vgl. S. XLII – XLVIII). Aufbauend auf diesen Grundlagen konnte der neue kritische Text der ›Urstende‹ auf der Basis von sechs Textzeugen unter Absicherung an der lateinischen Quelle erstellt werden.

Die Herausgeber, die auf umfangreiche Vorarbeiten Werner Fechters zurückgreifen konnten (S. XIX), standen vor der Aufgabe, zwei Texte eines und desselben Autors mit völlig unterschiedlicher Überlieferungsgeschichte zu edieren. Als Leithandschrift für die ›Hinvar‹ wählten sie I, als Leithandschrift für die ›Urstende‹ blieb nur V, die einzige Vollhandschrift, die glücklicherweise einen hohen Grad an

³ K. Gärtner, Die Überlieferungsgeschichte von Bruder Philipps ›Marienleben‹. Habil. Schr. (masch.) Marburg 1978.

⁴ M. Haibach-Reinisch, Ein neuer ›Transitus Mariae‹ des Pseudo-Melito. Textkritische Ausgabe und Darlegung der Bedeutung dieser ursprünglicheren Fassung für Apokryphenforschung und lat. und dt. Dichtung des Mittelalters, Rom 1962 (Bibliotheca Assumptionis B. Virginis Mariae 5).

⁵ K. A. Hahn (Hg.), Gedichte des XII und XIII Jahrhunderts, Quedlinburg/Leipzig 1840 (Bibl. der ges. dt. Nat.-Lit. 20), S. 103–128: ›Urstende‹.

⁶ W. J. Hoffmann, Konrad von Heimesfurt. Untersuchungen zu Quellen, Überlieferung und Wirkung seiner beiden Werke ›Unser vrouwen hinvar‹ und ›Urstende‹. Diss. phil. (masch.) Trier 1987.

Authentizität aufweist, so daß »der in ihr bezeugte Sprachgebrauch auch in vielen Fällen für die Ermittlung des Ursprünglichen in der ›Hinvart‹ maßgebend [ist], und zwar ohne daß dies in den Anmerkungen oder im Apparat besonders begründet wird« (S. LXXV). Um die Texte nicht in zwei verschiedenen Schreibsprachen zu präsentieren (I: 2. Drittel 14. Jh., mittelbairisch; V: um 1300, bairisch), wurde die Graphie in beiden Texten normalisiert. Begründet wird dieser Schritt mit dem Hinweis auf eine möglichst große Benutzerfreundlichkeit – eine Entscheidung, die nachvollziehbar und akzeptabel ist. Gärtner und Hoffmann bieten eine Liste der »bemerkenwerteren« Fälle bei der Normalisierung (rein Graphisches, Graphisch-Phonetisches, Morphologie), wobei sie einräumen, daß »selbst eine minutiöse Auflistung aller Regeln, nach denen die graphische, lautliche, morphologische und metrische Normalisierung durchgeführt wurde, keineswegs immer [erlaube], den Wortlaut der Überlieferung in den Haupthss. zu erschließen« (S. LXXVII).

Die Interpunktion orientiert sich nicht ausschließlich nach den unter syntaktischen Gesichtspunkten erstellten modernen Regeln, sondern wird auf die rhetorischen Gliederungssignale der Hs. V abgestimmt. Inkonsistenzen werden in Kauf genommen, denn die in der Ausgabe angewandte Zeichensetzung »ist ein Kompromiß, der einerseits den nhd. Lesegewohnheiten entgegenkommt und andererseits auf die sprechsprachlich geprägte mhd. Syntax Rücksicht nimmt« (S. LXXXIX). Die Abschnittsgliederung durch Lombarden wird übernommen, während die Abschnitte in der ›Hinvart‹ aus Hinweisen in der Überlieferung rekonstruiert werden.

Für beide Texte wurde eine neue Verszählung eingeführt, wobei die alte am rechten Rand angezeigt ist. Am rechten Rand sind auch Beginn und Ende der Überlieferung aller Textzeugen verzeichnet, die den Text mit größeren Lücken oder nur fragmentarisch erhalten haben.

Unterschiedlich wird die Kursivierung gebraucht: In der ›Urstende‹ werden nur Abweichungen von der Leithandschrift V kursiviert, in der ›Hinvart‹ dagegen nur die Konjekturen der Herausgeber, während die übrigen Abweichungen von der Leithandschrift I nicht kursiviert werden.

Der übersichtlich angelegte, klar gegliederte Apparat bietet alle textkritisch relevanten Abweichungen der Hss. vom kritischen Text. Nicht aufgenommen werden alle durch die graphische, lautliche, morphologische und metrische Normalisierung bedingten Abweichungen, d. h. durch Apokope, Synkope verursachte Varianten und sonstige Erscheinungen des Nebensilbenvokalismus, Flexionsvarianten und sonstige Formvarianten, Wortzusammenziehungen, Getrennt- und Zusammenschreibungen. Der genaue Wortlaut der Handschrift ist für den Leser also nicht mehr rekonstruierbar. Dafür werden Verbesserungsvorschläge und Konjekturen der Forschung im Apparat berücksichtigt.

Wegen der unterschiedlichen Überlieferungslage gehe ich auf das editorische Vorgehen der Herausgeber bei der ›Hinvart‹ und bei der ›Urstende‹ gesondert ein.

1. ›Diu urstende‹. Mit der Entdeckung von ›Urstende‹-Exzerpten in den Hss. der Weltchronik Heinrichs von München wurde der Text der einzigen Vollhs. V erstmals überprüfbar. Dabei schließen sich die Textzeugen der Heinrich von München (HvM)-Gruppe (Gruppensigle W+) genealogisch eng zusammen und stehen in Opposition zu V. Gemeinsame Textverderbnisse in V und W+ verweisen auf einen bereits verderbten Archetyp *VW, der die höchste erreichbare Rekonstruktionsstufe darstellt. Für die Edition werden sechs Textzeugen herangezogen: die einzige vollständige Hs. V, die auch Leiths. ist, sowie die Vertreter der ›Weltchronik‹-Exzerpte, nämlich W, die die gemeinsame Vorstufe dieser Gruppe am reinsten repräsentiert und nach V die textkritisch wertvollste Hs. darstellt, G (Fragment von 108 Versen), Ms und Ws. Außerdem wird noch der Prosatext der ›Neuen Ee‹, einer weit verbreiteten Historienbibel, nach der Ausgabe H. Vollmers⁷ benutzt. Die Verwendung der ›Neuen Ee‹, die einen Platz im Stemma findet, wirkt insofern etwas verwirrend, als sie »mit ihrem durchgehend bearbeiteten und prosaisierten Text [...] eigentlich zur Sekundärüberlieferung [gehört], aber wegen ihres engen Zusammenhangs mit den HvM-Hss. mit den primären Zeugen behandelt [wird]« (S. LVI), während »die übrigen Werke, auf die die ›Urstende‹ gewirkt hat, [...] nur einen begrenzten Wert für die Textkritik [haben]« (S. LIV) und daher nicht zu den primären Textzeugen zählen. Bei diesen übrigen Werken handelt es sich um die oben bereits genannten vier späteren Werke, die z.T. ganze Verspartien direkt aus der ›Urstende‹ entlehnt haben (S. LXVI) und schließlich doch, wenn auch nur in begrenztem Umfang, zur Textkritik und Besserung herangezogen werden. Ausgenommen bleibt lediglich die ›Befreiung der Altväter‹ (S. LXVIII f.).

Das zweiästige Stemma der ›Urstende‹ gliedert sich in V und in die Gruppe der HvM-Hss. W+, repräsentiert von W, G, Ms, Gz (als direkte Abschrift von Ms nicht weiter zu berücksichtigen), Ws und Ne (die ›Neue Ee‹). Die Funktion zweier unbenannter Stemmaverzweigungen bleibt zunächst unverständlich. Aus der Lektüre der Stemmabeschreibung geht jedoch hervor, daß es sich einmal um eine erschlossene Stufe *GMSWs handeln muß und zum zweiten um eine erschlossene Stufe *NeWs, da Ne trotz enger Verwandtschaft mit Ws auch mit allen übrigen Hss. gegen Ws stehen kann. Die folgende Aussage der Herausgeber läßt sich allerdings nicht mehr mit dem gezeichneten Stemma erklären: »Ne kann aber auch mit V und W oder sogar mit V allein das Ursprüngliche bewahrt haben und daher textkritisch relevant sein; dadurch wird jedoch die Verwandtschaft von Ne mit MSWs nicht in Frage gestellt« (S. LVIII–LX). Man muß dies glauben. Es folgt eine Liste der einschlägigen Stellen (S. LX).

Da die einzelnen Hss.-Gruppen nicht mit Hilfe von Leitvarianten begründet, sondern unter Verweis auf einschlägige Textstellen nur beschreibend abgehandelt werden, klingt auch die Schlußbemerkung

⁷ H. Vollmer (Hg.), Die Neue Ee. Eine neutestamentliche Historienbibel, Berlin 1929 (Materialien zur Bibelgeschichte und religiösen Volkskunde des Mittelalters IV).

der Herausgeber zu den Hss.-Verhältnissen etwas diffus: »V bleibt Hauptgrundlage für den kritischen Text auch in den Partien, die in W+ überliefert sind. Unter den HvM-Hss. ist W die wichtigste, von etwa gleichem Wert ist auch G für die wenigen in ihr überlieferten Verse. Die Gruppe um die Sentlinger-Hss. MsWs und diese selbst sind von untergeordneter Bedeutung; die ›Neue Ee‹ Ne ist nicht ganz ohne textkritischen Wert (s. o.), Gz aber hat als Abschrift von Ms keinen« (S. LXf.). Es schließt sich eine detaillierte Charakteristik von V (Flüchtigkeitsfehler, Ausfall kleiner Wörter u. a.) und W+ (Bearbeitungsabsicht) an (S. LXI–LXVI). Die dargelegten Überlieferungsverhältnisse erfordern konsequent und schlüssig die folgenden Editionsprinzipien: V ist die Leiths. für den Text der ›Urstende‹. Ihr ist zu folgen, wenn in V und W+ gleichwertige Varianten vorliegen und wenn V mit einer Hs. der Gruppe W+ übereinstimmt, ohne daß ein Fehler des Archetyps *VW anzunehmen ist. Verderbnisse in V, die nicht aus *VW herrühren, werden nach W+ bzw. in erster Linie nach W gebessert.

Ein zweiter Apparat zu den Versen 1516–2148 verzeichnet die Entsprechungen der ›Urstende‹ zur deutschen Prosaversion E des ›Evangelium Nicodemi‹ in der Überlieferung der Hs. E⁴ bzw. E⁶. Alle textkritisch relevanten Lesarten der Prosaversion E werden zudem zusätzlich im Hauptapparat verzeichnet. Daß der ›Urstende‹-Text bei Gärtner/Hoffmann dank der Berücksichtigung aller in Frage kommenden Materialien ein ganz neues Profil erhält, liegt auf der Hand.

2. ›Unser vrouwen hinvar‹. Wesentlich komplizierter zeigt sich die Überlieferung bei der ›Hinvar‹. Auch hier ist das Ziel der textkritischen Bemühungen ein automaher Text. Favoritin unter den Hss. ist für die Herausgeber die Hs. I, die V. 201–980 und 1025–1194 der ›Hinvar‹ in Philipps ›Marienleben‹ interpoliert. Mit der Entdeckung von I, die Fechter noch nicht kannte, und ihrer Favorisierung vermochten Gärtner/Hoffmann, auch dem Text der ›Hinvar‹ ein eigenes Profil zu verleihen. Grund für diese Bevorzugung von I sind zwei umfangreiche Partien, die nur diese Hs. bewahrt und die »sicher ursprünglich sind« (S. XXXI): V. 267–282 und V. 839–844 stehen in I gegen alle anderen Hss. Den Versen 267–282 entspricht in der lat. Quelle, dem ›Transitus Mariae‹ B², die Passage S. 67,15–68,5 in der Ausgabe von Haibach-Reinisch⁸. Die Ursprünglichkeit dieser Verse ist damit gesichert. Das zweite allein in I bezeugte Stück von sechs Versen, V. 839–844, verwende die gleichen Worte und Wendungen, »wie Konrad sie auch wieder in der ›Urstende‹ (1085f., 2149–54) gebraucht« (S. XXXII). Dies vermag ich nicht nachzuvollziehen.

Das Stemma der ›Hinvar‹ teilt sich in eine x- und eine y-Fassung. Fassungskriterien werden nicht genannt. Die x-Fassung wird von I und dem Fragment H repräsentiert, wobei die Herausgeber einräumen, daß das stark bearbeitete und kaum in die Genealogie der Textzeugen einzufügende Fragment H nur »vielleicht« mit I verwandt ist. I steht somit in Opposition zu allen übrigen Hss., den drei Vollhss. A,

⁸ Vgl. Anm. 4.

B, C und den Fragmenten D, E, F, G, K. Auch in dieser Stemmzeichnung bleiben »Knotenpunkte« unbenannt, insgesamt sind es fünf. Bei näherem Hinsehen erweisen sie sich alle als erschließbare Vor- und Zwischenstufen, die gleichsam als Hilfskonstruktion für das Gesamtstemma unpassende Hss.-Verbindungen abfangen und erklären sollen. Die für die Erstellung des kritischen Textes ausschlaggebenden Hss. und Hss.-Gruppen sind I auf der einen und F und *ABC auf der anderen Seite. I und F stehen dem ursprünglichen Text am nächsten, *ABC repräsentiert eine sekundäre Redaktionsstufe, wobei C dem vom Autor intendierten Text noch näher steht. Die größte Ferne vom Original weist AB auf, was eine Reihe schlagender Varianten beweist. Übereinstimmungen zwischen F und AB werden mit Kontamination erklärt. In diesem Zusammenhang ist daran zu erinnern, daß der Prolog der »Hinvart« mit autobiographischen Daten zu Konrad von Heimesfurt nur in AB überliefert ist. Auch wenn in I und den Fragmenten überlieferungsbedingt der Prolog fehlt und nicht absichtlich ausgelassen wurde, so setzt doch die dritte Vollhs. C erst V. 45 mit dem prologus ante rem ein.

Die Charakteristik der Überlieferung (S. XXXVI–XLI) zeichnet folgendes Bild: I steht dem Original am nächsten und hat den Versbestand der »Hinvart« im ganzen treu bewahrt. Die Eingriffe des Kompilators halten sich in Grenzen. Die gesamte Anlage der Hs. zeigt Sorgfalt im Detail. Die Schreibsprache Konrads wird dagegen am besten von den Fragmenten G und E, beide aus dem 13. Jh., überliefert. Das Fragment F, das eine weit autornähere Fassung als *ABC bietet, ist doch nicht ganz frei von Bearbeitungsspuren, zudem hat in F ein nd. Schreiber eine obd. Vorlage ins Nd. umgesetzt und stellenweise »Dialektmischungen« erzeugt, sodann hat eine alemannische zweite Hand diese Umsetzungen korrigiert. Die Textveränderungen in *ABC lassen sich auf Verderbnisse während der Überlieferung zurückführen, eine Bearbeitung liegt nicht vor. Punktuelle Bearbeitungen finden sich in AB und die durchgängigste Umgestaltung erfährt das Fragment H.

Aus den Untersuchungen der Hss. ergeben sich folgende Editionsprinzipien: I ist Leiths. und wird immer an erster Stelle berücksichtigt. An zweiter Stelle steht F. Wenn I und F oder I und *ABC übereinstimmen, folgt ihnen der Text. Steht I gegen alle anderen Hss., besonders wo F fehlt, muß jeweils an der lateinischen Quelle oder im Vergleich mit dem Sprachgebrauch der »Urstende« geprüft werden, ob I das Ursprüngliche bietet. Wo I fehlt, hat C vor AB den Vorrang.

Da, wie oben schon erwähnt, auf Kursivierung beim Abweichen von der Leiths. verzichtet wurde, vermittelt der kritische Text den Eindruck einer klaren, geschlossenen Überlieferung in I. Wenn man jedoch den Apparat Variante für Variante durchsieht, so erweist sich I als ein Textzeuge mit gar nicht wenigen Flüchtigkeitsfehlern und individuellen Abänderungen. Trotz der schwierigen Überlieferungssituation und des schwierigen Genus der gebundenen Sprache – bei Differenzen in der Verszahl der verschiedenen Hss. schleicht sich leicht die Tendenz zur möglichst umfassenden Quantität ein – meistern die beiden Herausgeber die Erstellung des kritischen Textes souverän und über-

zeugend. Ich möchte im folgenden die Probleme der Editionsarbeit an einigen Beispielen aufzeigen. Dabei konzentriere ich mich auf die Verse 283–804, in denen auch F den Text bezeugt.

Von der Entrückung des Johannes zu Maria wird V. 366–368 gesagt: *er huop in schône von der stat / und sazte in samfte und âne chradem / wol geruoweten für daz gadem. An cradem* überliefert nur F, *an schaden I, an allen saden CAB*, d. h. F bietet eine individuelle Lesart. Leitzmann [Anm. 2], S. 276 hatte für die Lesart von F plädiert als die »viel eigenartiger[e] und lebendiger[e]« und auf die »Urstende« verwiesen. Aus Leitzmanns Sicht, der I nicht kannte, war dies möglich. Er konnte ABC als sekundär erklären. Der von Gärtner/Hoffmann edierte Text bietet eine Kombination von C und F. Hier alle Textzeugen, wie sie sich aus den Apparatangaben rekonstruieren lassen:

und sazte in schon an allen saden AB
und sazte in samfte an allen saden C
und sazte in schon und an schaden I
und sazte in sachte und an cradem F

Die Verse 371–372 werden nur in IC überliefert und fehlen allen übrigen Hss. Als Johannes vor Marias Haus versetzt wird, heißt es: *als er sich do nande, / unser vrouwe in wol bechande / (nû wart im vil gahes ûf getan.)* Die lateinische Quelle des »Transitus« B² stützt die fraglichen Verse nicht: *Et ingressus domum, salutavit eam in Domino* (Haibach-Reinisch, S. 94: Cap. 3, 1e). In der Version B¹ dagegen heißt es: *Et pulsans ostium, statim ingressus est* (Haibach-Reinisch, ebd.). Hat Konrad von Heimesfurt neben der B²-Version des »Transitus Mariae« doch auch noch die B¹-Version gekannt und benutzt?

In Vers 395: *der liehte stern vor tage fruô* konjiziert der edierte Text *liehte* in den von CAB und F gestützten Wortlaut:

Daz liecht von dem tage vrve I
Der morgen stern vor tage fruô CA
Der moergen stern des morgen fruô B
Des moergen stern also fruô F

Der lateinische Quellentext bietet keinen Anhaltspunkt für diese Entscheidung der Herausgeber. Sollte hier I um jeden Preis mit berücksichtigt werden?

Von der Ankunft der Apostel heißt es Vers 406–407: *dâ quâmen ûzerhalben für / die einlef nôtgestallen*. Die Zahl *einlef* wird nur von I überliefert, FCAB haben *twelf*. Die lateinische Quelle macht keine Zahlenangabe. Es heißt lediglich: *omnes apostoli [...] elevati in nube rapti sunt* (Haibach-Reinisch, S. 94f., Cap. 4 d). Fassung B² ergänzt allerdings: *Inter quos etiam Paulus erat [...]*. Das hieße dann doch, daß es zwölf Jünger waren.

Der edierte Text von Vers 586 lautet: *nû dûhte si gefüege / (daz ez Paulus taete)*. Diesen Wortlaut überliefern FAB. In IC heißt der Vers dagegen: *Nv rieten ir genvege*. Die lateinische Quelle hilft nicht weiter, da Konrad von Heimesfurt sie an dieser Stelle frei bearbeitet. Im Falle der Kontamination von F mit AB gegen IC lassen sich also die

genannten Editionsprinzipien nicht mehr anwenden. Hier bleibt nur noch die subjektive Entscheidung der Herausgeber.

Diese wenigen Beobachtungen erlauben freilich keine Kritik an den Entscheidungen der Herausgeber, sie wollen vielmehr auf die Schwierigkeiten bei der Texterstellung aufmerksam machen. Im gleichen Sinne sei auf die nur mit größter Mühe zu entdeckenden spärlichen Druckfehler und Versehen hingewiesen: Es ist unverständlich, daß das Namenregister außer Namen auch die Adjektive *Chriechisch*, *Ebraeisch*, *Latinisch* und das Nomen *Latine* enthält. In das Register »Namen und Werke« ist der Begriff: *Liturgie*, *liturgische Vermittlung der Bibel* geraten. S. 136, in den Anmerkungen zur »Hinvart: 608–611, muß die Übersetzung des Zitates von Sir. 15, 3 heißen: ... die göttliche Weisheit wird ihn tränken (nicht: tränkte ihn).

EICHSTÄTT

DAGMAR GOTTSCHALL

BURKHARD HASEBRINK, Formen inzitativer Rede bei Meister Eckhart. Untersuchungen zur literarischen Konzeption der deutschen Predigt. Tübingen: Niemeyer 1992. IX, 297 S. (Texte und Textgeschichte. 32.)

Es ist die paradoxe Lage dessen, der die Einheit predigen, die Unmittelbarkeit vermitteln will, daß er im Akt des Predigens die Einheit zugleich herstellt und bricht, daß er die Kommunikation mit dem Hörer zugleich anstrebt und verweigert. Die deutschen Predigten Eckharts kann man lesen als Versuch, diese Grundparadoxie zu bewältigen. Sie verzichten auf konkrete Verhaltensregeln und geben dennoch ein Orientierungsangebot. Sie verzichten auf Systematik und geben zugleich Begründungszusammenhänge. Die Versuchung ist nicht gering, beim Nachdenken über Eckhart dieser Paradoxie auszuweichen. Wer ihr standhält und sie bespricht, wird selbst unwidderstehlich in einen Zirkel hineingezogen oder gerät in aussichtslose Widersprüche. Die Aporie, die sich auftut, wenn über die Vermittlung der Unmittelbarkeit gesprochen werden soll, hat Burkhard Hasebrink als Herausforderung aufgefaßt und ein ebenso engagiertes wie nüchternes, ein konzentriertes Buch geschrieben.

Seine Untersuchung (eine Münsteraner Dissertation) ist der groß angelegte, sorgfältig abgesicherte Versuch, die deutschen Predigten Eckharts als Funktionszusammenhang mehrerer Ebenen zu beschreiben. Statt theologisch-philosophische Details zu isolieren oder – im Rahmen einer Stilbeschreibung – rhetorische Muster aufzulisten, dringt Hasebrink auf eine grundsätzliche Klärung des Eckhartschen Predigtverfahrens. Sein Ziel ist, die »thematische und pragmatische Kohärenz ausgewählter deutscher Predigten Eckharts zu rekonstruieren« (S. 2). Er geht dabei von der Beobachtung aus, daß die Predigten theologische Einheitslehre, philosophischen Begründungsanspruch und didaktische Funktion auf irritierende Weise verschränken. Aus dieser Verschränkung von Funktionsbereichen ergebe sich eine spezifische Umdeutung der Kommunikationssituation der Predigt, auf die Hasebrink mit dem Begriff der »inzitativen Rede« aufmerksam

machen will. Indem Eckhart das gesuchte Ziel – die Einheit der Seele mit Gott – schon zirkulär als Bedingung in Anspruch nimmt, unterlaufe er notwendig die traditionelle Funktion der Predigt als Medium der Unterweisung und lehrhaften Heilsverkündigung. Die Gattung Predigt, so die These des Autors, stoße an ihre innere Grenze.

Bevor er sich dem Gegenstand selbst zuwendet, stellt Hasebrink sein Beschreibungsinstrumentarium vor. Darauf folgt ein Analyseteil, der das Kernstück des Buches ausmacht. Er umfaßt drei symmetrisch aufgebaute Kapitel. Jedes ist der Interpretation einer Predigt gewidmet: Quint Nr. 12, Nr. 30, Nr. 49. Ein zusammenfassendes Kapitel, das den methodentheoretischen Teil mit dem Analyseteil verklammert, entwirft abschließend »Grundzüge eines Modells inzitativer Rede«.

Zunächst zu den methodischen Vorüberlegungen. Hasebrink entscheidet sich für ein textlinguistisches Beschreibungsverfahren.¹ Die Vorstellung seines Instrumentariums nimmt breiten Raum ein (S. 12–62: »Textlinguistische Beschreibungskriterien«). Die Geduld, mit der er seine Begriffe exponiert und expliziert, möge auch der Leser aufbringen. Alles wird klar und definitorisch geschlossen vorgetragen. Hasebrink erläutert seinen »transphrastischen Ansatz« (S. 17) und grenzt sich mit ihm von rein satzbezogenen Untersuchungen² ab, die in seinen Augen der Textfunktion ausweichen. Ihm ist an der engen Wechselbeziehung von »thematische[n] und pragmatische[n] Muster[n]« (S. 10) gelegen. Auf diesem Zusammenhang baut er seine Systematik auf. In zwei Schritten, unter den Stichwörtern »thematische Kohärenz« und »pragmatische Kohärenz«, stellt er eine Liste textueller Indikatoren zusammen, die er später im Analyseteil auf ein umfassendes Textbildungsverfahren hin auswerten wird. Unter dem ersten Stichwort geht er der Frage nach, wie denn angesichts des einen (einzigen) Themas der Predigten, der Einheit, überhaupt von »thematischer Progression« sinnvoll die Rede sein kann. Er hilft sich mit der Herausarbeitung dreier Grundformen thematischer Entfaltung: Deskription, Explikation und Argumentation (S. 27–36). Unter dem zweiten Stichwort filtert er diejenigen Textelemente heraus, die das »Handlungsprofil« der Predigt anzeigen. Besonderes Gewicht erhalten hier die Imperative. Übergreifend für beide Bereiche, also sowohl thematisch wie pragmatisch wirksam seien folgende Kohärenzmerkmale: Variation, Substitution, Parallelismus, konditionale Relation. Zu diesen syntaktisch-semantischen Wiederaufnahmestrukturen trete eine spezifische Art von Deixis (personale, temporale, lokale Deixis).

¹ Sein Ansatz ist überwiegend orientiert an K. Brinker, *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*, 2., durchges. u. erg. Aufl., Berlin 1988.

² G. von Siegroth-Nellessen, *Versuch einer exakten Stiluntersuchung für Meister Eckhart, Johannes Tauler und Heinrich Seuse*, München 1979, und J. Margetts, *Die Satzstruktur bei Meister Eckhart*, Stuttgart [u. a.] 1969.

Das Kapitel gibt auch Auskunft über das Kriterium, das die Auswahl der Predigten bestimmt. Interessiert an der pragmatischen Einbindung der Texte, wählt Hasebrink solche Predigten aus, die das Verhältnis von Gott und Seele als dialogische Beziehung fassen, die Einheit als Wortereignis ansprechen. Mit diesem Auswahlkriterium – Hasebrink nennt es das »worttheologische« bzw. das »kommunikative Paradigma« – erfaßt er Texte, die den »kommunikativen Anspruch Eckharts« (S. 55) geeignet dokumentieren.

Auf das grundlegende theoretische Kapitel folgt die Analyse der drei Predigten. Ich beschränke mich auf das erste Paradigma, Predigt 12. Minuziös zeichnet Hasebrink den Gang der Predigt nach (S. 63–136). Im ersten Teilkapitel (»Thematische Kohärenz«) gelingt ihm ein schwieriger Balanceakt: Indem er für jede Einzelaussage der Predigt gesondert die Art der (deskriptiven, explikativen, argumentativen) Themenentfaltung subtil unterscheidet, macht er zugleich die enge Korrelation der Aspekte durchsichtig. Um insgesamt die Komplexität des Gedankengangs zu erschließen, übernimmt er ein von Burkhard Mojsisch³ entwickeltes Modell dreier Theorieteile in Eckharts Einheitslehre. Es sei dem Leser in Erinnerung gerufen. Mit Blick auf die lateinischen Werke Eckharts hat Mojsisch drei Verhältnisbestimmungen der Einheit unterschieden: 1. die Analogie (ein Abhängigkeitsverhältnis: vertreten durch das Verhältnis des Geschaffenen zum Schöpfer; *similitudo*), 2. die Univozität (ein Integrationsverhältnis: vertreten durch das trinitarische Modell; *aequalitas*) und 3. ein Verhältnis, das jede binäre Struktur überwindet: die Ununterschiedenheit des Einen (*unum, indistinctum*). Die »thematische Kohärenz« der vorliegenden Predigt erschließt Hasebrink über den Nachweis der Wirksamkeit dieses dreistelligen Modells, freilich einer impliziten bzw. fragmentarischen Wirksamkeit. Er erläutert die theoretisch bereits vorweggenommenen Kohärenzmerkmale (Variation, Substitution etc.) und deutet die auffälligen Rekurrenzen als aspekthaftes Nebeneinander der drei genannten philosophischen Verhältnisbestimmungen. Wem die Predigt am Ende des Kapitels (nach über 70 Seiten) partikularisiert erscheint, der kann den Zusammenhang durch einen Blick in den Anhang zurückgewinnen, der den Text der drei Predigten übersichtlich abdruckt.

Auf die Perspektivität der Einheit, die Gleichzeitigkeit verschiedener Aspekte kommt es dem Autor auch im zweiten Teilkapitel (»Pragmatische Kohärenz«) seiner Analyse an. Hasebrink beschreibt die Grundkonzeption der Predigt: Die Einheit ist ethische Forderung, also Zielvorstellung; zugleich ist sie – ontologisch – immer schon gegeben, ist das »Ziel« immer schon erreicht. Im Text trete die logisch unverträgliche Gleichsetzung von Voraussetzung und Folge gleichwohl mit dem Anspruch eines kontrollierten Schlußverfahrens auf: als konditionale Relation. Diese Satz- bzw. Denkstruktur zieht Hasebrink für die kommunikative Funktion von Predigt 12 als zentra-

³ B. Mojsisch, Meister Eckhart. Analogie, Univozität und Einheit, Hamburg 1983.

len Deutungsansatz heran. Weder beanspruche sie die Faktizität der kausalen Relation, noch die Intentionalität der finalen Relation; sie halte beides charakteristisch in der Schweben. Die enge Verbindung von Kausalität und Finalität, von Explikation und Appell, von ontologischer und ethischer Aussageebene sei ihre besondere Leistung – was hier nicht im einzelnen ausgeführt werden kann. Hasebrink sortiert verschiedene Typen konditionaler Verknüpfungsmuster (*swenne-sô*-Fügungen, relativische Fügungen, z.B. *swer-der*, Inversionsbedingungssätze) und setzt diese in Verbindung zu weiteren pragmatischen Indikatoren.⁴ Er beobachtet für den Verlauf der Predigt eine gegenläufige Struktur. Einerseits stellt er die zunehmende »pragmatische Konkretisierung« der konditionalen Relation fest (S. 120). Was es damit auf sich hat, kann man sich leicht vergegenwärtigen anhand der von Hasebrink rekonstruierten Substitutionsketten (z.B.: *swer – der mensche –* [»inklusive«] *wir –* [»direktives«] *du –* [»authentisches«] *ich*), deren Einzelglieder er übersichtlich in Schemata anordnet. (Das bleibt keine der Sache äußerliche Methode, vielmehr hilft die graphische Umsetzung dem Leser, die syntaktische Parallelität und semantische Äquivalenz der jeweiligen Propositionen wahrzunehmen.) Andererseits lasse der Text eine systematische Didaxe vermissen. Diesen Widerspruch erklärt Hasebrink damit, daß Sprecher- und Angesprochenenrolle der Tendenz nach zusammenfallen. Da Praxis schlechthin unter dem universellen Anspruch der Einheit stehe, sei von diesem auch das kommunikative Handeln des Predigers betroffen (vgl. S. 134). So ergebe sich in pragmatischer Hinsicht die Tendenz zur Aufhebung der Vermittlungsstruktur der Predigt. Hasebrink kommt schließlich zu folgender Modifizierung: Die Predigt sei appellative Sprechhandlung in einem eingeschränkten, nämlich um ihre »direktiven Möglichkeiten« verminderten Sinn (S. 38). Aufgrund ihres impliziten Aufforderungscharakters erfülle sie die Funktion einer »komplexen Anweisungshandlung« (S. 115), indem sie »den Rezipienten der Predigt aus seiner Rolle als Objekt direkter Anweisung befreit und ihn durch Teilnahme an der theologischen Spekulation [...] in sein Recht als Subjekt der Einheit einsetzt« (S. 257). Diese besondere Form einer relativierten appellativen Rede, die den Empfänger als Subjekt des thematischen Vollzugs der Einheit entdeckt, nennt Hasebrink »inzitative Rede«.

Kapitel 4 widmet sich Predigt 30, Kapitel 5 Predigt 49. Vieles kehrt identisch wieder. Hasebrink präsentiert die bekannten Strukturelemente. Wieder spürt er vorab die theologische Komplexität der Predigt auf, anhand der drei Relationsmodelle der Einheit, wieder interessiert ihn in einem zweiten Schritt die didaktische Funktionalisierung der Einheitsspekulation, wieder ist das Ergebnis eine Verschie-

⁴ Er verweist auf parallele Forschungsansätze: K. Grubmüller, Die Regel als Kommentar. Zu einem Strukturmuster in der frühen Spruchdichtung, in: Wolfram-Studien 5 (1979), S. 22–40; M. Eikermann, Denkformen im Minnesang. Untersuchungen zu Aufbau, Erkenntnisleistung und Anwendungsgeschichte konditionaler Strukturmuster des Minnesangs bis um 1300, Tübingen 1988.

bung des kommunikativen Status des Predigttempfängers. In seiner Analyse von Predigt 49 führt Hasebrink (nach »Argumentation« und »Appell«) überraschend ein drittes Konstitutionsmerkmal ein. Er bestimmt die Eckhartsche Predigt als »Verheißung«. An die Stelle der traditionellen Funktion der Heilsvermittlung trete die »Initiierung der Aktualisierung der Einheit« (S. 240). Mit dem Begriff der »Verheißung« gewinnt Hasebrink eine neue Umschreibung für das, was in den vorausliegenden Kapiteln als Aufhebung der kommunikativen Differenz, als Überwindung von Didaxe, als Relativierung von appellativer Rede ausgebreitet worden war. In Kapitel 6 kommt der gleiche Sachverhalt, die »Relativierung instruktiv-appellativer Rede«, erneut zur Sprache.

Hasebrinks Versuch einer umfassenden Funktionsbestimmung der Predigten ist von differenzierender, überzeugender Kraft. Trotzdem gebe ich zu, daß ich gelegentlich – schon im Vorwort – etwas gestolpert bin.

Der Autor ist entschlossen, die Predigten »ohne Rückgriff auf einen vermeintlichen hermeneutischen Sonderstatus mystischer Rede« (S. IX) zu analysieren (vgl. auch S. 1). Was ist damit gemeint? Ich möchte diese Rezension abschließen mit einer Überlegung, die noch einmal zu jener Aporie der Vermittlung der Unmittelbarkeit zurückführt. Hasebrink rettet sich aus ihr, indem er den Akzent auf die Vermittlung setzt (die Vermittlung von Funktionen). Dahinter steht die Sorge, nur ja nicht einer Seins- und Sprachmystik, einer »Fiktion von Unmittelbarkeit« (S. 53) zu erliegen. Mit gleichem Recht könnte man umgekehrt die Unmittelbarkeit in der Vermittlung (d.h.: in der Sprache) aufsuchen – ein Erklärungsmodell, dessen Seriosität Hasebrink nicht traut. Und man könnte ohne weiteres, wenn man den Akzent dorthin verschöbe, nüchtern und reflektiert verfahren, ohne eine von Hasebrink unterstellte »geheimnisvolle Affinität« (S. 99 Anm. 94), könnte darüber hinaus die Funktionsgebundenheit der Texte durchaus ernstnehmen. Man muß nicht, um »methodisch« »dem ›Geheimnis‹ der Predigten Eckharts auf die Spur zu kommen« (S. 57), mit einer anderen Methode notwendig ohne Methode sein. Um jeden Anschein eines sprachmagischen Irrationalismus von Eckhart fernzuhalten, grenzt Hasebrink nicht-funktionale Erklärungsmuster allzu schnell aus, so daß seine Argumentation, so ausgewogen und besonnen sie ist, gegen die Gefahr der Polarisierung nicht immer gefeit ist.⁵ Gelegentlich erscheint die Predigt zum Funktionskonnex, zum »multifunktionalen Zusammenhang« (S. 151) methodisiert, so daß man versucht ist zurückzufragen, ob denn restlos alles funktional verrechenbar sein kann, ob nicht ein irreduzibler Rest jenseits von

⁵ Diese Tendenz zeigt sich beispielsweise in seiner Einschätzung von Metaphern. Hasebrink neigt dazu, das theoretische Potential, die begriffsbildende Leistung der Eckhartschen Metaphern zu unterschätzen, indem er sie auf ihre illustrierende, veranschaulichende Funktion festlegt: Begriffe »verblassen [...] zu bloßen Metaphern« von begrenzter Aussagekraft (S. 88), Bilder »veranschaulichen« die Einheit »in didaktischer Absicht« (S. 84 f.) – eine etwas einseitige Optik.

Funktionsmechanismen und Formbedingungen, jenseits einer »Funktionalisierung [...] im Funktionszusammenhang« (S. 15) von Interesse sein darf.

Noch einmal zur oben anklingenden Reserve des Autors gegen das, was er den »hermeneutischen Sonderstatus« mystischer Rede nennt. Man kann über diese Implikation seiner These verschiedener Meinung sein. Das folgende betrifft Hasebrinks Kritik an der Grundposition von Walter Haug⁶ (implizit auch von Kurt Ruh), der sich in dieser Arbeit mißverstanden fühlen könnte. Hasebrinks Kritik richtet sich auf Haugs wiederholte Rede vom »sprachlichen Vollzug« der Einheit. Dieser Auffassung müsse, so Hasebrink, der »interaktionelle Raum« der Predigt notwendig entgehen. Es widerspreche dem medialen Charakter von Sprache (S. 198 ff.) und darüber hinaus »der Selbsteinschätzung Eckharts«, »wenn man in der Predigt selbst schon die sprachliche Realisierung dieser Unmittelbarkeit entdecken zu können meint [...]«. Auch sprachlich kann die Predigt Unmittelbarkeit nicht herstellen« (S. 198). Wohl aber könne die Unmittelbarkeit – so die Argumentation gegen Haug (vgl. S. 198 Anm. 2) – »durch kommunikativ-homiletische Praxis« (S. 240) aktualisiert und »für den Rezipienten lebendig werden« (S. 56). Ist das nicht die gleiche voraussetzungsbeladene Redeweise? Hasebrinks Kritik scheint mir in ihrem Zielpunkt unscharf. Umstandslos setzt er die Rede vom »sprachlichen Vollzug« der Einheit gleich mit einer obsoleten, Erfahrungs-, Text- und Metaebene identifizierenden Sprachnotthese. Vor dem Hintergrund dieser Gleichsetzung wird dann die Vorstellung abgewehrt, es gebe eine »transsprachliche Ebene, auf der der funktional-kommunikative Charakter der Sprache – und das heißt allemal deren Mitteilbarkeit – außer Kraft gesetzt wäre« (S. 198; vgl. auch S. 223, S. 225 f.). Hasebrink isoliert ohne Not. Seine Auffassung könnte die von Haug in sich einbegreifen. Letztlich treffen beide sich in dem gemeinsamen Mittelpunkt, daß sprachliche Kommunikation an ihren Grenzen betrieben wird: an den Grenzen der Sprache hier, an den Grenzen »sprachlichen Handelns« dort. Zwei grundsätzlich verschiedene Leistungen von Sprache werden verhandelt. Erstens: Sprache ist ein irreduzibles Trennungsphänomen. (Haug fragt: Kann die mystische »Sondersprache« die Trennung einholen?) Eine zweite Trennung ist die zwischen Sprecher und Hörer. (Hasebrink fragt: Kann die »kommunikative Differenz« aufgehoben werden?) In Abhängigkeit von der gewählten Perspektive wird hier wie dort der Teilaspekt eines Ganzen besprochen. Hasebrink klammert aus, wie Sprache in sich selbst als Zeichen gelten kann: als gäbe es keine Strukturen von Zeichen, die auf sich selbst verweisen, was zumindest in der philosophischen Semiotik offen ist. Solange umstritten ist, ob Sprache nicht auch selbstreferentiell sein kann, indem das, worüber gesprochen wird, die Sprache ist, die sich gerade ereignet, so daß die ursprüngliche Differenz aufgehoben wäre, weil der Gegenstand, von dem sie spricht, sie

⁶ W. Haug, Zur Grundlegung einer Theorie des mystischen Sprechens, in: K. Ruh (Hg.), Abendländische Mystik im Mittelalter. Symposion Kloster Engelberg 1984, Stuttgart 1986, S. 494–508.

selbst ist – solange darf die Auseinandersetzung mit jenem ersten Trennungsphänomen nicht von vornherein als Sprachmystizismus abgewertet, als Sprachsubstanzialismus überzeichnet und damit aus der Argumentation ferngehalten werden. Am Rande sei die Frage erlaubt, ob Hasebrink selbst so trennscharf operiert, wie er fordert? Gelegentlich, so scheint es, läßt er sich von seinen Formulierungen einholen.⁷ Mit einer gewissen Skepsis mag man also der gegen Haug aufgebottenen Kritik begegnen.

Hasebrink hat das besondere Profil der deutschen Predigten nachgezeichnet, indem er sie auffaßt als »Modell eines kommunikativen Handelns, das Elemente informativer, appellativer, persuasiver und verheißender Rede« (S. 265) integriere. Die Untersuchung bestätigt das (in letzter Zeit immer seltener bestrittene) hohe rationale Niveau der Predigten. Darüber hinaus macht sie Strukturen transparent: Rekurrenzen, Substitutionen, zirkuläre Argumentationsgänge, mit denen die theoretische Komplexität zugleich abgebaut, ihr entgegengewirkt wird. Das besondere Verdienst dieser Arbeit liegt darin, »diese gegenläufigen Bewegungen von komplexem philosophischem Begründungshorizont und literarischer Engführung auf den Einheitsgedanken hin« (S. 263) herausgearbeitet zu haben. Eine zentrale Errungenschaft ist dabei, daß Hasebrink einzelne Predigten als Ganze analysiert, daß er gegen das Fragmentarische, Zerstreute vieler Eckhart-Interpretationen nach Zusammenhang und methodischer Transparenz strebt. Außerdem: Hasebrink widersteht der einsinnigen Fixierung Eckhartscher Termini. Er deckt gerade die perspektivischen Übergänge auf, ohne ins andere Extrem einer trüben Universalisierung zu fallen, ohne den Sinn hinter einem Nebel an Mehrdeutigkeit zu verbergen, wo alles mit allem in Beziehung gesetzt ist. Beeindruckend ist weiter die Präzision und aufhellende Kraft seiner Begriffe, die Gründlichkeit und unbeirrte Konsequenz seines Verfahrens. Der Autor macht es dem Leser nicht leicht. Er legt ein dichtes und feines Netz von Begriffen, Definitionen, Argumenten aus. Wer die Darstellung bisweilen als schwierig empfindet, möge bedenken, daß die Schwierigkeit in der Sache selbst liegt. Ein »Integrationszusammenhang« (S. 5) soll erschlossen werden, innerhalb dessen wechselseitige Ansprüche sich vermitteln, ja scheinbar aufheben. Die Argumentation wird dadurch kompliziert. Daß das streng parallel geführte analytische Verfahren des Autors (>1. Thematische Kohärenz<, >2. Pragmatische Kohärenz<) den angestrebten Zusammenhang erneut gefährdet, ist ein grundsätzliches Darstellungsproblem, das sich immer dann einstellt, wenn Einzelsachverhalte integrativ erfaßt werden sollen bei Wahrung ihrer Differenz. Es zeigt sich in dieser Arbeit sicherlich in einer Überwertigkeit von Strukturen (Ordnungen, Zuordnungen), in einer formalisierten Sprechweise, in weitausgreifenden Begründungen.

⁷ So etwa, wenn er die »sprachliche Annäherung an das *unum*« (S. 78), die literarische bzw. textuelle »Umsetzung« der Einheit (S. 262 und S. 267) erwägt.

Man kann nicht genug unterstreichen: Es ist Hasebrink gelungen, mit sehr allgemeinen texttheoretischen Bestimmungen ein konkretes und differenziertes Bild der Predigten zu entwerfen. Er zeigt den hohen Grad philosophischer Theoriebildung der Predigten auf, aber vereinnahmt ihn nicht als ›Theorem‹. Er zeigt den die theoretische Intention noch übersteigenden Fluchtpunkt auf, aber vereinnahmt ihn nicht biographisch als ›Erfahrung‹. Die Predigten sind mit Gewinn textlinguistisch beschreibbar – wenn man auch bezweifeln wird, daß sie in dieser Beschreibung aufgehen.

Man darf dem Buch einen Leser wünschen, der bereit ist, mit Hasebrink die begrifflichen Distinktionen sehr weit zu treiben, der das hohe Abstraktionsniveau, die philosophische Prägnanz mitvollzieht, ausgerüstet mit Geduld und mit der Bereitschaft, die Gleichzeitigkeit der Aspekte auszubalancieren, die Perspektiven beständig übereinanderzublenzen, die Widersprüche sehr scharf zu denken. Das mag anstrengend sein. Aber um weniger als diese Anstrengung sind Eckharts Predigten nicht zu haben.

MÜNCHEN

SUSANNE KÖBELE

RUDOLF WEIGAND, **Vinzenz von Beauvais**. Scholastische Universalchronistik als Quelle volkssprachiger Geschichtsschreibung. Hildesheim [u. a.]: Olms 1991. 378 S., 4 Abb. (Germanistische Texte und Studien. 36.)

Die vorliegende Studie, eine germanistische Eichstätter Dissertation bei Georg Steer, fragt nach der deutschsprachigen Rezeption des ›Speculum Historiale‹ (›Spec. Hist.‹) des Vinzenz von Beauvais im 14. und 15. Jahrhundert. Da das Werk des französischen Dominikaners als einer der »Grundtexte historischer Allgemeinbildung« (S. 5f.) gelten kann und der Erforschung des spezifischen Verhältnisses von gelehrt-lateinischer und volkssprachiger Historiographie zentrale Bedeutung zukommt, wenn es gilt, Vermittlung und Verbreitung historischen Wissens im Mittelalter quellen- und überlieferungsnah in den Blick zu nehmen, hat Weigand sich sehr ausführlich auch mit dem lateinischen ›Spec. Hist.‹ auseinandergesetzt (S. 8–115).

Auch wenn inzwischen ein umfangreicher Sammelband über Vinzenz von Beauvais¹ und die eingehende Untersuchung der Entstehungsgeschichte des ›Spec. Hist.‹ anhand der gesamten bekannten handschriftlichen Überlieferung durch Johannes Benedictus Voorbij² vorliegen, behält der erste Teil der Arbeit Weigands seinen Wert. Man erhält, am Leitfaden der Forschungsgeschichte, einen guten Überblick über Leben und Werk des Dominikaners (S. 8–38) und über das ›Spec. Hist.‹ als Hauptstück des monumentalen enzyklopädischen

¹ Vincent de Beauvais: intentions et réceptions d'une œuvre encyclopédique au Moyen Age, Montréal/Paris 1990 (Cahiers d'études médiévales. Cahier spécial 4).

² J. B. Voorbij, Het ›Speculum Historiale‹ van Vincent van Beauvais: een studie van zijn onstaansgeschiedenis, Proefschrift Groningen 1991.

Unternehmens ›Speculum Maius‹³ (S. 39–76). Jeder, der sich auf Stoffsuche in den schätzungsweise 1,23 Mio. Wörtern des ›Spec. Hist.‹ (S. 28) begeben muß, wird für die von Weigand gebotene Anlei- tung einschließlich der im Anhang befindlichen synoptischen Über- sichten zu den Differenzen zwischen den Textfassungen (S. 361–371) dankbar sein.

Mit einer Liste von 44 lateinischen Handschriften, die in Bibliotheken des deutschen Sprachraums aufbewahrt werden, soll die »Verfügbarkeit des Textes als Voraussetzung für die volkssprachliche Rezeption in Deutschland« (S. 83) demonstriert werden. Ausführlichere Beschreibungen enthält nunmehr das bereits genannte Buch von Voorbij [Anm. 2]. Nachzutragen ist: Eichstätt, Universitätsbibliothek, Hs. 180 fol. (olim 44), Teil IV des ›Spec. Hist.‹ vom Jahr 1462 mit farbigen Initialen auf Pergament.⁴ Der Clm 28184 aus Kaisheim wird S. 90 f., 98 mit der falschen Signatur Clm 28164 angeführt.⁵

Ergänzt wird diese Zusammenstellung durch Nachweise von Exemplaren des ›Spec. Hist.‹ in der Edition der Mittelalterlichen Bibliothekskataloge Deutschlands, wobei sich ein erheblicher Teil der Einträge auf die im 15. Jahrhundert erschienenen Drucke beziehen läßt (S. 97–103). Bei der Beschreibung der Inkunabeldrucke (S. 103–108), für die nunmehr auch Voorbij zu konsultieren ist, hätte man sich eine stärkere Anlehnung an bibliothekarische Gepflogenheiten und ausgewählte Standortnachweise gewünscht. Angesichts der weiten Verbreitung des Werks ließen sich aus Quellen, die im herangezogenen Sammelwerk nicht oder noch nicht berücksichtigt worden sind, gewiß eine Fülle von Ergänzungen beibringen. Ich notiere lediglich zwei Zufallsfunde: Herzog Wilhelm II. von Jülich-Berg († 1408) schenkte der Kölner Kartause das ›Spec. Hist.‹ in vier schönen Bänden im Wert von mehr als 100 Gulden.⁶ 1508 besaß die Ingolstädter Artistenfakultät zwei Teile des Werks, das sie wohl nach 1492 als Druck erworben hatte.⁷

³ Zur enzyklopädischen Gesamtkonzeption vgl. jetzt auch Ch. Meier, Vom Homo Coelestis zum Homo Faber. Die Reorganisation der mittelalterlichen Enzyklopädie für neue Gebrauchsfunktionen bei Vinzenz von Beauvais und Brunetto Latini, in: Pragmatische Schriftlichkeit im Mittelalter, hg. v. H. Keller, K. Grubmüller u. N. Staubach, München 1992 (Münstersche Mittelalter-Schriften 65), S. 157–175, bes. 166–175.

⁴ Mitteilung Voorbij an Weigand. Für Hinweise und Unterstützung habe ich Herrn Dr. Weigand, Eichstätt, auch an dieser Stelle zu danken.

⁵ Vgl. Voorbij [Anm. 2], S. 295 f. (Ha12). B. Studt, Fürstenhof und Geschichte. Legitimation durch Überlieferung, Köln [u. a.] 1992 (Norm und Struktur 2), S. 208 Anm. 109, hat also nicht recht, wenn sie diese Hs. (von ihr ebenfalls mit falscher Signatur Clm 18184 zitiert) bei Weigand vermißt.

⁶ J. Deeters u. a., Quellen zur Geschichte der Kölner Kartause, in: Die Kölner Kartause um 1500. Aufsatzband, hg. v. W. Schäfke, Köln 1991, S. 10–121, hier 72 Nr. 39.

⁷ W. John, Das Bücherverzeichnis der Ingolstädter Artistenfakultät von 1508, Zentralblatt für Bibliothekswesen 59 (1942), S. 381–412, hier 391 Nr. 87–88.

Weigands Notizen zu lateinischen Exzerpten und Bearbeitungen des ›Spec. Hist.‹ und zu seiner Wirkung in der lateinischen Literatur (S. 110–115) machen deutlich, wie wenig man bislang über den tatsächlichen Stellenwert des Textes für die lateinische gelehrte Bildungswelt des späten Mittelalters weiß. Weiter wird man hier nur kommen, wenn man, ausgehend vom Überlieferungsbefund einzelner Handschriften und Gebrauchssituationen, die Nutzung des Sammelwerks thematisch, regional und zeitlich differenziert untersucht. Beispielsweise läßt das von Rolf Schmidt bereitgestellte Material zum sog. ›Klosterhumanismus‹ in der Benediktinerabtei St. Ulrich und Afra in Augsburg um 1500 den Gebrauch, den die gelehrten Mönche von dem 1474 in der klostereigenen Druckerei zum Druck gebrachten ›Spec. Hist.‹ machten, gut erkennen.⁸ Ein Sammelcodex von 1510–1512 aus St. Ulrich und Afra enthält nicht nur ein alphabetisches Register zum ›Spec. Hist.‹, sondern auch ein danach gearbeitetes Kalender – ein deutlicher Hinweis darauf, daß man sich vor den Implikationen des modernen Geschichtsbegriffs⁹ hüten sollte, wenn man Vinzenz' Leistungen für die Vermittlung von ›Geschichtswissen‹ hervorhebt. So hat Birgit Studt jüngst das ›Spec. Hist.‹ als bedeutendsten Vertreter der Gattung der chronikalischen Literaturgeschichtsschreibung im Mittelalter in Anspruch genommen.¹⁰ Die mittelalterlichen Exzerpte und Register¹¹ des Riesenwerks müßten noch genauer daraufhin befragt werden, welche thematische und formalen Konzeptionen der je eigenen Erschließungs- und Aufbereitungsleistung zugrundeliegen und welche Exempla- oder Exzerpt-Bestände verwertet wurden. Da Weigand S. 68 auf die Bedeutung (und Mängel) von Vinzenz' eigenem alphabetischem Register, das sich damals einer relativ neuen Technik bediente, aufmerksam macht, bleibt das Fehlen jeglichen Registers in seiner eigenen Arbeit doppelt unverständlich. Sowohl dieser unerfreuliche Befund als auch der Blick auf die wiederholten Versuche mittelalterlicher Gelehrter, den Stoff des ›Spec. Hist.‹ durch Register zu bändigen, verdeutlicht einmal mehr, daß die Geschichte des Registers nicht als Erfolgsgeschichte geschrieben werden kann. Bereits Georg Christoph Lichtenberg bemerkte treffend: »Befehl kein merckwürdiges Buch ohne den vollständigsten Index zu drucken, könnte sehr nützlich seyn«.¹² Solange jedoch unsere Wissenskulturland in den Geisteswissenschaften nach wie vor nur das unbegrenzte Wachstum propagiert, der Erschließung und Aufbereitung von Wissen als präventive Maßnahme gegen – kostenträchtigen –

⁸ R. Schmidt, Reichenau und St. Gallen. Ihre literarische Überlieferung zur Zeit des Klosterhumanismus in St. Ulrich und Afra zu Augsburg um 1500, Sigmaringen 1985 (Vorträge und Forschungen. Sonderbd. 33), S. 210 (Register s. v. Vincentius).

⁹ Vgl. dazu J. Knappe, Die Problematik unseres Geschichtsbegriffs fürs Mittelalter, GRM NF 38 (1988), S. 15–34.

¹⁰ Studt [Anm. 5], S. 205–211, bes. S. 205.

¹¹ Vgl. jetzt die Hinweise ebd., S. 210.

¹² Zitiert nach H. Kunze, Über das Registermachen, 4. Aufl. München [u. a.] 1992, S. 13.

Wissensverlust dagegen nur marginalen Rang zumißt, wird die Rezensentenklage über das Fehlen von Indices wohl ebenso topisch wie folgenlos bleiben.

Bei der Darstellung der deutschsprachigen Rezeption des ›Spec. Hist.‹ wendet sich Weigand zunächst einer fragmentarisch erhaltenen ostmitteldeutschen Vollübersetzung (?) vermutlich aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu (S. 118–147). Die Fragmente, die von Weigand mit Paralleldruck des lateinischen Textes in der Version Douai (gedruckt 1624) ediert (S. 310–360) und kommentiert (S. 127–137) werden, entstammen zwei Handschriften: einer mutmaßlichen Deutschordenshandschrift (Berlin, Geh. Staatsarchiv, XX. HA Hs. 33 Bd. 13 und Hs. 34 Bd. 13) und einer mitteldeutschen Handschrift (München, UB 2° Cod. Ms. 750), beide aus dem 14. Jahrhundert. Weigands Untersuchung der Übersetzungstechnik kommt zu dem Schluß, daß »sehr wahrscheinlich [...] sämtliche erhaltenen Textpartien durch denselben Übersetzer übertragen wurden« (S. 142). Ob es sich um ein Mitglied des Deutschen Ordens oder eine Arbeit im Auftrag des Deutschen Ordens handelte, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen (S. 146f.).

Aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammt eine Handschrift mit auszugsweiser Übersetzung des ›Spec. Hist.‹, die von 580 Kapiteln aus dem Bereich von Buch I c. 56 bis Buch VI c. 102 319 mehr oder minder vollständig überträgt (vgl. S. 147–185). Der Codex (Straßburg, BNU, MS. 2119) weist einen Schreibervermerk des Augsburger Schreibers Volk Landsperger aus Kaufbeuren auf, doch ist es aufgrund der Schreibsprache und paläographischer Vergleiche mit zwei Landsperger-Autographen unwahrscheinlich, daß Landsperger die Handschrift geschrieben hat.¹³ Weigand kann die Sammelhandschrift als planvolle Chronikkompilation erweisen, die den Text der sich an die Übersetzung anschließenden ›Sächsischen Weltchronik‹ (fortgesetzt bis 1411) für die Zeit vor Christi Geburt gegen den Auszug aus dem ›Spec. Hist.‹ ausgetauscht hat, wobei die literarischen Blütenlesen aus antiken Schriftstellern weggelassen wurden. Einblicke in die Eigenart der Übersetzung erlaubt die Wiedergabe von I, 56; III, 65; V, 111; VI, 5f. sowie sämtlicher Kapitelüberschriften (S. 168–185).

Nach Nürnberg führen zwei Handschriften, die eine Prosaauflösung der vierten Partie des ›Spiegel historiael‹, einer flämischen Reimübertragung des ›Spec. Hist.‹ durch Jacob van Maerlant, überliefern (vgl. S. 186–205). Da von dieser vierten Partie nur Fragmente erhalten sind, ist es erfreulich, daß die beiden oberdeutschen Übersetzungstexte als »zuverlässiger Ersatz für die verlorenen Textpartien« gelten dürfen (S. 202). Weigand kündigt eine vollständige Ausgabe an, gibt jedoch bereits eine kleine Textprobe nach Wien, Cod. 2902 (II, 82: S. 203–205). Die ältere Handschrift (Berlin, mgq

¹³ Zu den immer wieder angeführten Landsperger-Handschriften kommt jetzt hinzu: Stadtarchiv Augsburg, Schätze 71/2, Augsburger Stadtbuch vom Jahr 1457; vgl. Sigrid Krämer, in: U.-D. Oppitz, Deutsche Rechtsbücher des Mittelalters, Bd. 1, Köln/Wien 1990, S. 320 mit der nicht weiter belegten Angabe: »schreibt viele Handschriften«.

2018) wurde wohl im Auftrag des Nürnberger Patriziers Erhard Schürstab d. J. (vgl. den Eintrag *Iste liber pertinet Erhardi schurstab*¹⁴) angelegt; den Maerlant-Teil schrieb 1431 Conrad Czelmaier. Darüber hinaus enthält sie die Goldene Bulle deutsch sowie als Nachtrag einen deutschen Text über die Wundertaten während des Aufenthalts des Johannes de Capestrano in Nürnberg 1452.¹⁵ Vermutlich eine unmittelbare Kopie dieser Handschrift stellt der zweite Codex (Wien, Cod. 2902) von 1438 dar, der – wie auch eine Budapester und eine Wolfenbütteler Handschrift – einem Leonhard Volkmayr gehörte, den Weigand der Nürnberger Patrizierfamilie Volkamer zuweist.

Nach einem kurzen Abschnitt (S. 205–220) über Auszüge des ›Spec. Hist.‹ in geistlicher Gebrauchsprosa (Karlslegende, ›Visio Thugdali‹, Legende von Ansbert und Angadarisina = ›Spec. Hist.‹ XXIII, 99f., nach Berlin, mgo 407 ediert S. 218–220) wendet sich Weigand abschließend dem ›Spec. Hist.‹ als Quelle deutschsprachiger Chroniken zu (S. 221–276). Ausgewählt wurden die Weltchronik Heinrichs von München (S. 225–231), die Lübecker Detmar-Chronik (S. 231–235), die ›Straßburger Weltchronik‹ Jakob Twingers von Königshofen (S. 235–243), die Chroniken des Dietrich Engelhus (S. 244–249) sowie die ›Excerpta chronicarum‹ der Nürnberger Kanzleischreiber Platterberger und Truchseß (S. 249–276). Hervorgehoben seien die Ergebnisse zur Chronik Twingers: Das ›Spec. Hist.‹ war doch in größerem Umfang Quelle, als aus Hegels Ausgabe hervorgeht (S. 240f.). Besonders ausführlich wird das Werk von Platterberger und Truchseß, von dem die ›St. Galler Weltchronik‹ lediglich eine Redaktion darstellt (S. 254), besprochen. Weigand ediert das Kapitelregister zu den drei ersten Weltaltern (S. 260–271) sowie die Kapitel III, 65; V, 111 und VI, 6 (S. 272–274). Er vermutet, daß die Nürnberger Kanzleischreiber eine ältere Übersetzung bearbeitet haben, die mit der Übersetzung im Straßburger Ms. 2119 eine gemeinsame Vorlage – vielleicht die Übersetzung, zu der die Fragmente des 14. Jahrhunderts gehören – besaß.

In einer Zusammenfassung (S. 277–283) zu seinen verdienstvollen und nicht nur heuristisch ergiebigen Studien geht Weigand auf die geringe Resonanz des ›Spec. Hist.‹ in der deutschen Sprache ein. Seine Erklärung, daß ein auf gelehrt-lateinische Rezeption abzielendes Sammelwerk wie das ›Spec. Hist.‹ für ein an eingängiger narrati-

¹⁴ So ist – nach Mitteilung P. J. Becker an Weigand – entgegen Weigand S. 188 unten zu lesen.

¹⁵ Es handelt sich um die umgearbeitete und am Ende gekürzte Übersetzung des lateinischen Notariatsinstruments über die Wunder, das von Joseph Bader abgedruckt wurde: Erhard Schürstab, Beschreibung des ersten markgräflichen Krieges, in: Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte. Alte Folge 8, München 1860 [Nachdr. Aalen 1969], S. 134–141. Zur zeitgenössischen Resonanz des Nürnberger Aufenthalts vgl. jetzt auch J. Schneider, Heinrich Deichsler und die Nürnberger Chronistik des 15. Jahrhunderts, Wiesbaden 1991 (Wissensliteratur im Mittelalter 5), S. 262.

ver Geschichtsvermittlung interessiertes volkssprachliches Publikum nicht attraktiv gewesen sei, läßt sich durch einen Vergleich mit der deutschen Rezeption des Martin von Troppau und der ›Flores temporum‹ bestätigen. Von der deutschen Übersetzung der Papst- und Kaiserchronik des Martinus Polonus (Martin von Troppau), der meistbenutzten lateinischen Chronik des Mittelalters mit über 400 lateinischen Handschriften,¹⁶ kenne ich bislang 12 Handschriften.¹⁷ Bevor Heinrich Steinhöwel 1473 eine gekürzte Übersetzung der im oberdeutschen Raum weitverbreiteten lateinischen ›Flores temporum‹ (›über 100 Textzeugen unterschiedlichster Ausprägung‹¹⁸) zum Druck brachte, gab es offensichtlich keine Übertragung, die man anhand der heute noch faßbaren Überlieferung als ›erfolgreich‹ bezeichnen könnte: Ermittelt wurden von der Forschung bislang lediglich eine Teilübersetzung in Berlin, mfg 696, und eine – davon unabhängige – Vollübersetzung in Augsburg, Stadtarchiv, Schätze 121.¹⁹ ›Originalarbeiten‹, d.h. solche volkssprachlichen Geschichtswerke, die sich nicht damit begnügten, ein lateinisches Kompendium zu übersetzen, sind demgegenüber weit stärker überliefert. Von der ›Sächsischen Weltchronik‹ kennt man derzeit 43 Textzeugen,²⁰ und auch die Zahl der erhaltenen Handschriften von Twingers ›Straßburger Chronik‹ (›die am häufigsten abgeschriebene deutsche Prosachronik des Mittelalters überhaupt‹²¹) liegt beträchtlich höher als 50.

Somit läßt sich für das ›Spec. Hist.‹ wie auch für die beiden anderen historiographischen ›Grundwerke‹ festhalten: Zwar wurden die Texte im ›Sog‹ der weiten lateinischen Verbreitung ins Deutsche übertragen, doch konnten die Übersetzungen keine nennenswerte eigene Wirkung entfalten. Da jedoch die gelehrten Verfasser volkssprachiger Chroniken in der Regel in der Lage waren, das lateinische ›Spec. hist.‹ zu benutzen und für ihre Zwecke auszubeuten, ist der von Vincenz gesammelte Stoff (einschließlich seiner Quellenangaben) auch in der deutschsprachigen Historiographie ständig präsent. Bei Vincenz wußte man das historische Wissen komplett versam-

¹⁶ Vgl. A.-D. von den Brincken, Martin von Troppau, in: ²VL, Bd. 6 (1987), Sp. 158–166.

¹⁷ Zu den bei Th. Kaeppli, *Scriptores Ordinis Praedicatorum Medii Aevi*, Bd. 3, Rom 1980, S. 123 genannten 9 Hss. kommen hinzu: Berlin, mfg 696; München, Cgm 7376; Paris, Ms. allem. 101 (vgl. K. Graf, *Exemplarische Geschichten*. Thomas Lirers ›Schwäbische Chronik‹ und die ›Gmünder Kaiserchronik‹, München 1987 [Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur 7], S. 193 mit Anm. 29 mit Hinweis auf Exzerpte und eine ehemals Meininger Hs.).

¹⁸ Studt [Anm. 5], S. 215.

¹⁹ Graf [Anm. 17], S. 192 f.

²⁰ H. Herkommer, *Sächsische Weltchronik*, in: ²VL, Bd. 8 (1991), Sp. 473–500, hier 474.

²¹ G. Kornumpf, *Chronik und Roman. Das ›Buch von Troja I‹ als Quelle Jakob Twingers von Königshofen*, in: *Die deutsche Trojaliteratur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit*, hg. v. H. Brunner, Wiesbaden 1990 (*Wissensliteratur im Mittelalter* 3), S. 457–467, hier 458 (ohne nähere Zahlenangabe).

melt – als Zitier-Autorität konnte er daher auch von solchen Texten in Anspruch genommen werden, die ihn nachweislich nicht benutzt haben. So heißt es in einer Handschrift der ‚Gmünder Kaiserchronik‘ am Schluß des Haupttextes: *Wer dise dinck gruntlich lesen wil der vindet es in der großen cronica und in speculo historiarum grundlich.*²²

KOBLENZ

KLAUS GRAF

Rechtsbuch der Stadt Herford. Vollständige Faksimile-Ausgabe im Original-Format der illuminierten Handschrift aus dem 14. Jahrhundert. Kommentarband, hg. v. THEODOR HELMERT-CORVEY. Edition u. Übersetzung v. WOLFGANG FEDDERS u. ULRICH WEBER. Mit Beiträgen v. WOLFGANG FEDDERS, ECKHARD FREISE, DAGMAR HÜPPER, ULRIKE LADE-MESSERSCHMIED, ROBERT PETERS, HEINRICH RÜTHING, WOLFGANG SCHILD, OLAF SCHIRMEISTER u. ULRICH WEBER. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 1989. 256 S., 12 Abb.

Zum 1200jährigen Jubiläum von Herford erschienen eine vollständige Faksimile-Ausgabe des Rechtsbuches der Stadt Herford nach der zwischen 1368 und 1376 entstandenen Handschrift Msc. 1 aus dem Kommunalarchiv Herford sowie ein umfangreicher Kommentarband, zu dem Mitarbeiter der verschiedensten Fachdisziplinen beigetragen haben. Beide stellen eine wissenschaftliche Einheit dar. Die Faksimile-Ausgabe, welche einen hervorragenden Eindruck des prachtvoll ausgeschmückten westfälischen Rechtsdenkmals vermittelt, ist hinsichtlich der Drucktechnik zu bewundern, aber nicht wissenschaftlich zu beurteilen, so daß allein der Kommentarband an dieser Stelle zu besprechen ist, und der besticht durch seine Reichhaltigkeit, wie schon aus dem Überblick im Vorwort des Herausgebers Theodor Helmert-Corvey zu ersehen ist.

Im Aufbau läßt der Kommentarband zwei auch im Umfang gleiche Hauptteile erkennen. Der eine gibt mit dem Text und mit den Erläuterungen zum Text die moderne wissenschaftliche Grundlage, auf der im anderen Teil mit weiterführenden Beiträgen aufgebaut werden kann. Kernstück ist zweifellos die von Wolfgang Fedders und Ulrich Weber vorgenommene Neuedition sowie die Übersetzung des Herforder Rechtsbuches aus dem Mittelniederdeutschen ins Hochdeutsche. Ein Vergleich der Faksimile-Ausgabe mit Edition und Übersetzung macht deutlich, daß der mittelniederdeutsche Text (mit kritischem Apparat) zeilengetreu ediert und die Übersetzung ins Hochdeutsche spaltengetreu vorgenommen wurde. Es folgen dann als Nachträge zum Rechtsbuch Herforder Urkunden von 1395, 1418 und 1435 sowie der Eid des Richters vom Ende des 16. oder Anfang des 17. Jahrhunderts. Inhaltsverzeichnis der Übersetzung sowie ein Index der Orts- und Personennamen erleichtern die Benutzung der Edition.

²² München, Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Staatsverwaltung 1938, f. 35^{ra}; vgl. Graf [Anm. 17], S. 168–170; Weigand S. 225.

In zwei weiteren Beiträgen gehen die Bearbeiter näher auf Vorlage und Grundsätze der Edition und Übersetzung des Herforder Rechtsbuches (S. 107 ff.) und auf die Detmolder Handschrift ein, dem weiteren, aber jüngeren Textzeugen dieses Rechtsbuches (S. 111 ff.). Edition, Übersetzung und Erläuterungen, zu denen auch die beiden Beiträge von Olaf Schirmeister, nämlich das Glossar zu einigen im Herforder Rechtsbuch erwähnten Personen (S. 121 ff.) und der Kommentar zu einigen im Rechtsbuch erwähnten geschichtlichen Ereignissen (S. 125 ff.), zu rechnen sind, verdienen wegen ihrer Sachlichkeit und Gründlichkeit hohe Anerkennung. Mit der letzten Erläuterung zum Text ist gewissermaßen der Übergang zum zweiten Teil, zu den weiterführenden Beiträgen, gefunden. Sie stellen das Rechtsbuch der sich im 12. Jahrhundert bildenden Stadtgemeinde Herford in den größeren historischen Zusammenhang. So beschreibt Heinrich Rüthing (S. 131 ff.) die politische, verfassungsmäßige, wirtschaftliche und kulturelle Situation von Herford im 14. Jh. sowie die damaligen Beziehungen der Stadt zur Kirche und kommt zu dem wichtigen Ergebnis, daß Herford »trotz einiger Fehden im 14. Jahrhundert eine relativ ruhige Zeit durchlebt« hat. Wolfgang Schild macht im folgenden Beitrag (S. 141 ff.) rechtshistorische Anmerkungen zum Herforder Rechtsbuch und arbeitet in seinen sehr interessanten Ausführungen heraus, daß das gesamte Rechtsbuch eine systematische, durch die Aufnahme zahlreicher Rechtsfälle angereicherte Darstellung der vom Kompilator in den Eingangsworten erwähnten und angestrebten (bürgerlichen) Freiheit ist und daß es ferner in wesentlichen Teilen an den »Sachsenspiegel« anknüpft, wie überhaupt der Herzog von Sachsen als der zuständige Rechtskundige für die konkrete Rechtsauslegung angesehen wurde. Auf die Beziehungen zum »Sachsenspiegel« geht auch ganz speziell Dagmar Hüpper in ihren Beiträgen ein. Im ersten (S. 160 ff.) untersucht sie die »Sachsenspiegel«-Rezeption im Rechtsbuch der Stadt Herford. Nach einleitenden Hinweisen auf die Anleihen und Übernahmen aus dem »Sachsenspiegel«, wie sie in zahlreichen Stadtrechtsbüchern zu finden sind, geht sie den Anleihen im Herforder Rechtsbuch nach und stellt fest, daß 27 Artikel aus den ersten drei Büchern des »Sachsenspiegel«-Landrechts unter ausdrücklicher Zitierung in das Herforder Rechtsbuch übernommen wurden, daß jedoch mit weiteren direkten und sinnngemäßen Übernahmen ohne Hinweis auf die Quelle zu rechnen ist. Daraus ist zu schließen, daß der Kompilator des Herforder Rechtsbuches eine entsprechende Vorlage benutzt haben muß, die allerdings im einzelnen noch nicht nachgewiesen werden kann. Immerhin kommt Dagmar Hüpper nach einem außerordentlich gründlichen Textvergleich zu dem bedeutsamen Ergebnis, daß als Vorlage eine Handschrift der vierten deutschen Fassung/Ordnung IIa gedient haben muß, die »aus Magdeburg ihren Weg in den niedersächsischen Raum genommen und dort eine nordniedersächsische Redaktion erfahren« hat, aus der Zitate in das Herforder Rechtsbuch übernommen worden sind. In einer weiteren sehr gründlichen Untersuchung über Verwandte als Erben und Eideshelfer (S. 182 ff.) geht Dagmar Hüpper auf das praktizierte Familienrecht des Herforder Rechtsbuches ein und weist auch von dieser

Seite nach, daß das in Herford geltende Recht auf sächsischem Recht basiert, wie es im Sachsenspiegel schriftlich fixiert ist. Ulrike Lademesserschied untersucht die Illustrationen, speziell die »Miniaturen des Rechtsbuches der Stadt Herford«, wie ihr interessanter Beitrag lautet (S. 198 ff.). Sie deutet die beiden ganzseitigen Miniaturen am Anfang der Handschrift als den Versuch einer bildlichen Darstellung der im Prolog entwickelten Gedanken über Stadtverfassung und Bürgereintracht, für die in der ersten Miniatur ein alter, weiser Mann, möglicherweise Cicero, zum Symbol wird, während die qualitativ weniger hoch eingeschätzte zweite Miniatur das Vogtting nach Art. 18 des Rechtsbuches widerspiegeln soll. Nach kunsthistorischen Gesichtspunkten ist die Entstehungszeit der Miniaturen um 1385, also wie die der Handschrift anzusetzen. Zusammen mit Robert Peters kommt nochmals Wolfgang Fedders in dem Beitrag zur Sprache des Herforder Rechtsbuches zu Wort (S. 208 ff.). Nach einer kurzen Einführung in die Sprachgeschichte des Niederdeutschen, speziell des Mittelniederdeutschen gehen die Verfasser auf die seit dem Schreibsprachwechsel vom Lateinischen zum Mittelniederdeutschen in Norddeutschland entstandenen regionalen Schreibsprachen ein, um sich schließlich in einer sehr gründlichen Untersuchung der Sprache des Herforder Rechtsbuches zuzuwenden. Sie weisen überzeugend nach, daß die Erstfassung dieses Sprach- und Rechtsdenkmals im ostwestfälischen Schreibsprachraum um 1365 entstanden sein muß und der hier edierten Handschrift als Vorlage gedient hat. Dem Kompilator des Rechtsbuches lag eine in nordniedersächsischer Schreibsprache abgefaßte »Sachsenspiegel«-Handschrift vor. Der letzte Beitrag stammt von Eckhard Freise, der Biographisches zum Verfasser des Herforder Rechtsbuch (S. 226 ff.) zusammenstellt. In einer sehr aufschlußreichen Untersuchung zieht er Rückschlüsse aus dem Text des Rechtsbuches auf Bildungsstand und Rechtskenntnisse des Kompilators und kommt zum Ergebnis, daß er in den Kreisen der öffentlichen Notare dieses Raumes zu suchen ist. Nach weiterer Eingrenzung hält er Johannes Walburgis de Wartbergh, dessen eigenhändig geschriebene Urkunden im Anhang aufgeführt sind (S. 251 ff.), für den Kompilator der Erstfassung und Siffridus Hanteloye für den Endredaktor. Literatur- und Abbildungsverzeichnis sowie 12 Abbildungen schließen den inhaltsreichen und vortrefflich ausgestatteten Kommentarband ab, wofür neben dem Herausgeber und den Autoren auch der Stadt Herford, dem Verlag sowie nicht zuletzt den Mäzenen sehr zu danken ist.

HALLE (Saale)

ROLF LIEBERWIRTH

Die »Ackermann«-Handschriften E (clm 27063) und H (cgm 579). Faksimiles, Transkriptionen und bereinigte Texte mit kritischem Apparat, hg. v. WERNER SCHRÖDER. Wiesbaden: Reichert 1987. Textbd. VIII, 140 S., Tafelbd. 47 S.

Daß es auch bei Werner Schröder Fehler jeder Art gibt, mag von dem einen als Trost, von dem andern als Befriedigung empfunden

werden. Wichtig aber scheint demgegenüber das methodische Experiment, das, anknüpfend an eine Bemerkung von Peter Ganz (ZfdPh 92 [1973], S. 86), mit dieser Ausgabe unternommen wurde. Auf dessen Anregung hin hatte 1982 schon Walshe die Überlieferungen E und H anhangsweise parallel gedruckt. Schröder versucht aber demgegenüber nicht einen ›Ur-Text‹ herzustellen, sondern will »eine umfassendere Regulierung der beim Kopieren angerichteten Schäden« geben, er zielt, nachdem er zuvor den Wortbestand des Überlieferten in Transkriptionen sicherzustellen versucht hat, »auf die unbeschädigte Vorlage« (S. 59).

I.

Es sind also zwei Hss., die hier sozusagen erst einmal ›an sich‹ kritisch bearbeitet wurden, jene beiden Hss., die bisher als die besten galten, E und H. Mit den bloßen Schreibfehlern, wie sie auch den Schreibern von E und H unterlaufen sind, wird nicht lange gefackelt. Sie werden nahezu stillschweigend verbessert. Danach bleiben die jeweiligen Sonderlesarten zu erörtern. Hier bietet H, weil H den Text in seiner ganzen Länge überliefert, mehr Angriffsfläche, und es zeigt sich in vielen Fällen: H hat anscheinend als lücken- und mangelhaft Empfundenes gebessert und ersetzt, oft nicht ›dumm‹, aber eben im Horizont seines Urteilsvermögens. Dieser Horizont wird sichtbar, aber es muß nicht der Horizont eines einzigen ›Redaktors‹ sein. In den Fällen, wo E mit A und anderen oder E bloß mit α dagegensteht, scheint H immer im Unrecht zu sein.

E bietet weniger Text und ist weniger oft zu verdächtigen. Aber auch E hat ›Ersetzungen‹. Wo E gegen H in Verbindung mit A und andern oder wo H bloß mit α zusammensteht, fällt ein Schatten des Verdachts auch auf Sonderlesarten von E.

Wo EH alle ändern gegen sich haben, neigt sich das Urteil meist zugunsten von EH. Hier werden die Kriterien prekär. Konzidiert man überhaupt die Möglichkeit, EH könnten gemeinsam nicht authentische ›Ersetzungen‹ haben – und Schröder schreckt auch vor diesem Gedanken nicht zurück, für den sich unten zu 3,5 (vgl. aber ferner zu 1,2; 6,17f.; 7,1–2; 8,13–14; 13,19) Beispiele finden –, würde sich der Blick auf die ganze Überlieferungslandschaft ändern. Es müßte ein Archetyp angenommen werden, der Anlaß zu solchen Ausbesserungen bot. Dieser könnte dann durch Hss. repräsentiert werden, die auf den ersten Blick Lücken und Ungereimtheiten getreulich überlieferten, die jeder verständige Redaktor und Herausgeber mit Selbstverständlichkeit entweder so oder so oder eben auf einer früheren Stufe nach Art von EH ›bereinigt‹ hätte – im Horizont seines Urteilsvermögens, versteht sich. Dafür müßte methodisch aus den ›Sonderlesarten‹ EH dieser Horizont zu bestimmen versucht werden. Zu erwarten wäre etwa, daß alle Dinge, die im Archetyp in spezieller Weise allusiv und nur dem Dichter und seinen nächsten Bekannten oder unmittelbaren Zeitgenossen verständlich waren, durch weniger spezielle Aussagen ersetzt wurden:

»Sage nicht von Papenfels neue Märe!« (6,17f.) Wenn kein Papst mehr auf einem Felsen über der Rhone auf seinem Stuhl Petri thront, während in Rom auf seinem Stuhl Petri ein Konkurrenz-Papst sitzt, wobei kein Christenmensch mehr wußte, wessen »Märe« er nun für verbindlich halten sollte, wenn das alles nicht mehr aktuell war, konnte der »Papenfels« zu beliebigen *poppemfüles* E, *poppenseles* H, *papelfelfß* α werden, konnten »des Papstes Stühle« zum singularischen *des bapst-stules* E werden. Wenn von den drei Kaisertümern der Welt das eine 1453 und das andre 1461 dahingeschwunden war, konnte ein einigermaßen vernünftiger Textüberlieferer und -hersteller den Tod nicht mehr gut im Plural prahlen lassen, »alle Kaisertümer der Welt wären unser, wenn ...«. Den Plural *wären* haben noch Eα und A, H und die andern schreiben *wer*. Entweder Eα wußten noch, was Sebastian Brant auch noch wußte, oder sie haben den Plural als Hyperbel bewahrt. Aber, wo sich E und H in ihrem Überlieferungshorizont nicht einig sind, bleibt auch für Schröder zu erwägen, ob nicht beiden zu mißtrauen sei. Und das scheint mir bedeutend zu sein. Der Blick auf die Überlieferung – einmal durch die Brille von E und ein andermal durch die Brille von H –, wie er hier exerziert wird, hat eine belehrte Skepsis zum Resultat. Dehnt man diese neue Skepsis auf die Gemeinsamkeiten von EH aus, wird man sich fragen können, warum denn das leichter verständliche *waysentumb* EH (13,19) authentischer sein muß als das ungeläufige, vom Alarmschrei »Zeter, Waffen!« (Kap. 5,8) abgeleitete *waffentum* in ABLyα.

Und so wird man echte Opposition um echte Opposition durchgehen müssen. Interessant sind dabei nur solche Fälle, die EH gegen Aα und die übrigen, EHα gegen A und die übrigen betreffen. Denn wo E mit ABLy bzw. ABLyα gegen Ha bzw. H steht, gibt ihm Schröder zu Recht ohnehin lieber recht.

Wo E und H nicht mehr zusammen überliefern, bleiben, wie Schröder das tut, bei Opposition von H gegen ABLy Füllsel (»Plus-Stellen« S. 137) auf der einen und Lücken auf der andern Seite zu erwägen, oder es bleibt die Qualität des Sinns gegeneinander abzuwägen. Schröder tut das mit bemerkenswerter Unparteilichkeit und gibt auch (z. B. 16,23; 24,1) ABLy recht, zumal wenn α dabei ist: »Wer sich gegen H entscheidet, muß sich an αABL halten« (S. 139, s. auch S. 140 zu 31,22). Er hätte auch bei seiner Aufzählung der »durch H in αABLy geschlossenen Lücken« (S. 136) der Meinung von Hammerich und Jungbluth (»evident richtig«) gegenüber an mancher Stelle kritischer sein und »Plus-Stellen« erwägen können. Ich gehe diese Aufzählung durch und verzeichne die Lesarten von A her. Zum Zeichen () s. unten S. 505.

Einwortige Lücken:

- 31,8 *In himeln* [*Im himel* HBLyα] *mügt jr nit wonen* [*gewonen* H], *der* [*der himel* H] *ist* [*i. allein* H] *gegeben den guten geysten*. A& (d. h. A und alle andern). Der Dat. Plural oder irreguläre Dat. Sg. in *hymeln* ist höchstens um einer besseren Lesbarkeit willen als »Fehler« von A zu korrigieren. Die Zusätze in H wirken wie pedantische Ausschmückungen. Sie schließen keine »Lücke«.
- 34,13–14 *Warheit* [fehlt ABy, ergänzt nach α] *über alle warheit* [*warhaftige w.* H] A&. Übersteigerungsformeln in den Invokationen

des Schlußgebets mit *über all-* werden in den beiden andern Fällen (34,12 nach H: *Heil vnd selde über alles heyl vnd selde*; 34,48 *gancz gut über alles gut*) ohne epitheton ornans gebildet. Die Anrufungen Weg ... Leben ... Wahrheit lehnen sich wohl an Io. 14,6 an: *ego sum via et veritas et vita*, wo die Gottesnamen ungeschmückt stehen. Die von Jungbluth zu 34,17 angeführte Johann von Neumarkt-Stelle *dein worhaftige warheit spricht* beweist nicht, daß die Ausschmückung von H authentisch ist, sofern man dem Dichter eigene stilistische Verfahrensweisen ohne Zitierzwang gestattet.

- 34,21 Die Invokation *aller worheit liebhaber* H, deren Sinn freilich nicht von besonderer Überzeugungskraft ist, erscheint eher als ein Herstellungsversuch, der sich am nachfolgenden *hasser* orientierte. Hier mag eine sprachlich mißdeutbare Formulierung früh eine Verderbnis verursacht haben, vor der α ganz resignierte. Meine Vermutung, die Gottesanrufung sei vom Namenspatron des Dichters her konzipiert worden, der liturgisch als *propheta ex utero* gefeiert wird, als **Alterwelt Warheit*, von Mutterleibe an erwählte Wahrheit, bleibt so unerweisbar wie der Heilungsversuch von H platt bleibt. Mit *alte welt warheyt* A und *ollt warhait* B werden, denke ich, unarrangierte Reste überliefert; L ist bereits abgebrochen, und γ fehlt hier.
- 34,38 *Des meres* [m. *streym* H gegenüber ABγα] *Tremmer* [*tyrmer* H gegenüber *trem̃er* A, *trem̃er* α, *denner* B] A&. Warum sich H mit dem *Tremmer* schwergetan hat, ist hier nicht zu verhandeln. Im Hinblick auf Iob 26,10; Iob 38,8.10, Thomas Cantimpratensis, *De natura rerum* 19,4,25 (= Eccles. 1,7) kann das von H ergänzte *streym* ebenso gut echt wie entbehrlich sein. Die benachbarten Anrufungen *der hellen stifter* und *aller element tyrmer* stehen auch ohne doppelten Genitiv. H könnte mit Blick auf Kap. 8 und 16 ein rhetorisches Gleichmaß haben herstellen wollen.

Mehrwortige »Lücken«:

- 20,24 *La faren! Clage nicht verlust* [*clagen n. sene dich nach v. H*], *die du nit kanst* [*magst HLγ*] *widerpringen!* A&. Daß H hier nicht einen Zusatz gibt, der stilistisch »nicht sicher im Salz« ist, bleibt schwer einzusehen.
- 27,10 *In meynem synne vinde* [v. ÷ HBγ], *wene vnd glawb ich für war* [f. w. ÷ Hγ, ouch L], *das nie so reines, göttliches (vest)* [nest H&] *vnd wesen kum* [kan H] *nymmermer bey der sele* [s. *gesein dann eelich leben* H] A&. Was H bietet, und was die andern auf andre Weise versuchen, hat seinen Auslöser, denke ich, in dem allein von A noch überlieferten *vest* (vgl. auch zu *vest* und *vestlinge* in Kap. 9 MSB 1991, H. 4, S. 22 ff.). Die Aussage, die Ehe sei eine von Gott gegebene Freude (<vest> A) und Ordnung, wird von den gängigen Ehelehren her verständlich: Unter den zwölf, wohl auf den Dominikaner Wilhelm Peraldus († um 1260) zurückgehenden Gründen, deretwegen der *orden der heiligen ee* gepriesen wird, sind die ersten beiden, daß diese Ordnung durch Gott begründet wurde und daß Adam während der Erschaffung des Weibes aus seiner Rippe im Paradies in eine himmlische Verückung entrückt wurde, in welcher ihm nach Augustinus Macht und Heiligkeit der Ehe offenbart wurden (s. M. Dallapiazza, *ZfdA* 112 [1983], S. 269). Auch die besonders schöne Miniatur der Wenzels-Bibel fol. 4r meint mit der unteren der beiden Begleitfiguren in den Akanthuswindungen am rechten Rand, die unbeschriftete Spruchbänder tragen, wohl Augustinus (in Gelehrtentracht) und spielt auf

besagte Deutung an. DWb s.v. *Fest* 1562 belegt Jacob Grimm (1862) schon für mhd. *fest* die Bedeutung »Jubel, Freude«.

- 27,14 *Einem* [Hb, einen A] *yeden sollichen* [-em H] *man ist auch lieb, nach narung zu stellen vnd [vnd nach eren HLγ] zu trachten. Im ist auch lieb, eren mit ere [ere mit eren HL], trew mit trewen [vmb trew H], gut mit gut widergetten [zu bezalen vnd w. H.] A&.* Das von HLγ eingefügte *vnd nach eren* hat seine Inspirationsquelle im nachfolgenden, wird aber durch dieses so überflüssig wie das eingefügte *zu bezalen vnd widergetten*, welches auf der Liste Schröders nächstes Beispiel einer »geschlossenen Lücke« (und kulturgeschichtlich wohl moderner) ist.
- 31,21 *Des* (Daz B) *beruff ich mich mit euch an* (zu B) *Gott, meynen heylant* (h. *her tot* αH), *verderber* (mein v. H)! ABLαH. Eine Ergänzung von *her tot* nach αH hebt die antithetische Gedanken-Pointe auf; mit *mein* hat H wohl darüber hinaus versucht, ersatzweise einen Parallelismus zum Heiland herzustellen.

Satzstücke und Sätze:

- 16,4 *Vnser bis rot*: Vgl.: *ein rechter* [rechtt HLγ], *würckender meder*: (*Vnser sennge get für sich*: *weyß, swarcz, rot*,) [nur H, ÷ ABL γα bis auf ein isoliertes *Boomgraß B*] *Prawnn* [p. *gel H, p. rot α*], *grün, bla, gra, gelb* [g. ÷ H] *vnd allerley ganczplumen* [glancz blumen HLγb] *vnd graß* [v.g. ÷ B] *hewt sich* [sie H, ich b, wir Lγ] *für sich nyder* A&. Weil die impersonale Wendung *hewt sich für sich nyder*, »das säbelt sich so vor sich hin«, in HbLy, indes nicht in ABA verkannt wurde, schien dem Satz ein Subjekt zu fehlen. Der bei H eingefügte Satz fand sein Wortmaterial in Kap. 17: *Jr icht, ewre segenß hawe für sich* (*Ir sprecht, euer sengse hawe eben für sich Jungbluth nach H*), bzw. mit A: *Geet so ewre segenß für sich?* Eine Entsprechung im tschechischen Text fehlt. Sie fehlte demnach wohl auch in der von mir (MSB 1991, H. 4, S. 26) bei Übereinstimmung von *Tkadleček* mit EHa oder einem dieser Zeugen angenommenen Quelle *r.
- 26,22 *Alchimia bis verwandelung*. Hier haben ABL(γ) eine Textlücke (α läßt den weiteren Zusammenhang überhaupt aus, γ versucht die Lücke selbständig zu flicken) mit Nachtrag im Archetyp ohne diesen Nachtrag abgeschrieben. H hat den Nachtragstext, aber an der falschen Stelle, eingefügt. An der richtigen Stelle hat ihn der »Tkadleček«: vgl. MSB 1991, H. 4, S. 36f.
- 31,19–20 *würkung bis wanckelrede*. Auch hier haben ABLγα eine Lücke des Archetypus bewahrt. *wanckelrede* wird als *oratio anceps, dubia* nach DWb s.v. *Wanckelrede* 1817 seit Murner bezeugt. Ob die Ergänzung von H echt ist, läßt sich nicht sicher sagen. Auch der vorhergehende Zusammenhang scheint im Archetypus stark zerstört gewesen zu sein.

Von den 12 besprochenen Fällen sind in 9 die »H-Ergänzungen« wahrscheinlich unecht. Von den restlichen Stellen ist eine gut bezeugt, die andern beiden bleiben unsicher. Schröders abschließender Satz: »In allen diesen Fällen ist H der einzige Textzeuge«, wäre rein formell nur dann wahr, wenn man von Fall zu Fall auch die Folgehandschriften Lγ und b auch für H stehen läßt. Daß H in allen diesen Fällen auch eine zweifellos »überlegene Lesart« bietet, läßt sich nicht sagen.

Die Gemeinschaft von Ha in 18,12 beurteile ich anders (*»Untersuchungen«*, S. 359). In 34,11 bei *anvang vnd ende* αABγ gegenüber *an anvang vnd ennde H*, das wegen des vorhergehenden *sewr das vnertloschen ewig brinnet* das Urteil »paßt besser« (S. 137) bekommt, hat Schröder wohl

wie H gedacht und durch eine hergestellte Verknüpfung der Invokationen die Gottesanrufung aus Apoc. 1,8 verdorben.

Schröder kommt abschließend zu dem Urteil: »Weder der »bereinigte Text« von H noch seine vielleicht noch erreichbare Vorlage erheben sich derart über die zum *kyßling* abgewertete Parallelüberlieferung EαABLY, daß ein *rubin* zum Vorschein käme, der nur des Dichters eigener sein könnte« (S. 140). Für den Bereich, wo E nicht mehr überliefert, blieben demnach αABLY, oder vielmehr, da α oft doch ersichtlich eigene Wege geht, ABLγα. Nicht deswegen war es interessant, eine Ausgabe nach A zu unternehmen, sondern weil ein solcher Versuch bereits in Angriff genommen war, war es interessant, auch diese Rezension zu unternehmen, um auf diese Weise vielleicht ein paar Fehler weniger zu machen. Schröders Arbeit konnte dazu nur ermutigen. Aber der eben zitierte Satz Schröders geht weiter: »Wo der Überlieferungsstrang H sich als den übrigen Textzeugen überlegen erweist – und das ist gar nicht selten der Fall –, vertritt er in der Regel den Archetypus des einen, vom Autor nicht noch einmal revidierten Werkes. Dieser Archetypus war bereits fehlerhaft«. Von ABLγα aus gesehen, erscheint freilich die »Überlegenheit« von H meist als problematisch und wird wesentlich mehr an redaktionellen Absichten erkennbar als bei einem bloßen Blick durch die Brille von H. Daß auch der auf anderem Wege erkennbare Archetyp fehlerhaft war, bleibt wahr. Soviel zur großen Linie der Ausgabe.

II.

Zu den einzelnen Teilen soll nur Ausgewähltes vornehmlich aus dem Bereich, in dem E und H parallel überliefern, bemerkt werden.

1. Transkriptionen

In der Vorbemerkung zur Transkription auf S. 11 steht im Beispiel aus E Capitel IX Z. 1 der Nasalstrich für *-ng*, nicht für *-n*. Die Transkriptionen selbst sind nahezu ohne Fehler und zeigen nur leichte Tendenzen zur Normierung der Schreibweise über die Praxis der Schreiber hinaus. Ich lese bei folgenden 22 Stellen anders.

Transkription von E:

- 165r (II) 2 *dronu3*. – 2 *zethr^s*. – 13 hinter *gwall* steht durchstrichen *ge*. –
 (III) 4 *äüs*. – 5 *enpfromdet*. – 8 *geäuffent*. – 12 *winde*. –
 (IV) 3 / *wan*. – 8 *d^s den*. τ ist wohl Verweisungszeichen. Eine Notiz (?) unten rechts auf 165r bleibt unerwähnt. –
 165v (VI) 11 / *kraut*. –
 166v (XIII) 4 *maiflerñ*. –
 (XIV) 7 *weyßfager*.

Transkription von H:

41vb12 *hewschreckn*. – 45rb36 Nachtrag *rechtn* am Rand; nicht bezeichnet. – 46va20 *würket*. – 34 *xjx* (zu kursivieren? Prinzip des Kursivsatzes?). – 46vb33 *meine*. – 49ra28 *fie*-. – 49va31 *würket*. – 33 *gewürket*. – 53va32 *aribeyt*. – 53vb41 *fleüßlet*.

Daß recto- und verso-Seiten in der Transkription von H gegenseitig abgedruckt wurden, hätte sich wohl vermeiden lassen.

2. Bereinigte Texte

Fassung E: Bei beiden Fassungen wäre es praktisch gewesen, die Follierung der Hss. auch am »bereinigten Text« anzugeben. Daß Ergänzungen von Lücken, wie z.B. I,2–3 *pey euch* (nach α) in der Graphie E vorgenommen werden, glättet die Oberfläche des Textes, wohingegen ein Beibehalten der fremden Orthographie den Eingriff und seine Problematik mehr offengelegt hätte, zumal die hier auch mögliche Ergänzung *euch bey* ABH anscheinend zugunsten einer nicht unbedingt authentischen Parallelismus-Ästhetik verworfen wurde. Aber der Hg. verfährt hier ohnehin nicht immer konsequent: bei I,6 *mere*, *wag* erfolgt die Ergänzung frei nach b, aber warum nicht auch mit der Graphie *wagk* (vgl. III,6 *argklistichlich* E)?

Apparat 1: I,12 *went* E; vgl. *wöllend* γ , *wellent* I. – II,6 *sere* fehlt E. – II,12 *vnd gewaltige* fehlt E. – XIV,4 *dir* α HL, gegenüber EABY Zusatz, muß nicht als Auslassung ergänzt werden.

Apparat 2: Meist entsprechen die Angaben über α dem Wortlaut von b, manchmal (z.B. zu II,6) aber auch dem von a. Die Differenz von a und b, die jetzt durch Thomas 1988 (vgl. MSB 1991, H. 4, S. 11) wichtig wurde, wird so leider nirgends bedenkenbar. Daß die Abweichungen von H nicht konsequent angegeben werden, bleibt sehr zu bedauern. Im folgenden wird dazu nur ausnahmsweise etwas angeführt. Die Setzung der Lemmaklammern folgt hier Schröders Gebrauch; wie bei ihm stehen die Sonderlesarten der Leithandschrift in $\langle \rangle$.

I,6 *mere wag berg gefilde tal* α , aber: *mere wagk berg gewild tal* b, *mer · wagk · perg · gefild · tal* a! Schröder hat *mere* wohl für Plural gehalten. – II,6 *sere* α (= aH, *ser* bB), *ferr* A. – II,12 *vnd* (fehlt H) *gewaltige* α ABH, fehlt E (warum nicht als Lücke angesehen?) – IV,5 *der erst* fehlt A; *zu* (E allein!), in α ABH. – IV,12 *{so stet so}*] *so stete vnde so* AB α , *vnd stetes vnd* H. – V,12 *jnneriges* AB, *jnnerigs* H; warum Angabe nicht nach H? – V,14 *{erstinket}* EA] *ersticket* H, *versinkett* B! – VI,5 *adels* H, *adel* α . Warum nicht nach H angegeben? – VI,15 *kron* a (b *deest*), *kron* H, *kronenn* AB. – VII,1–2 *{wirser bis geschähe}* H] *wirsch würden* A, *wiers würde* B; auch *wirß* E, wie Transkription VII,1, ist nicht sicher als *-ser* aufzulösen; vgl. *pößwicht* I,10 (= bereinigt), *außgereut* VIII,8 (= bereinigt), *auß* VIII,9 (= bereinigt), *paß* VIII,13 (= bereinigt). – VII,4 *gegeben* nur E] *geben* HAB. – VII,11 *{nit}*] *vnd nit* a (b *deest*!), *nichts* H. – VIII,10 *ein thier das ander* a (b *deest*) A, fehlt B wie EH! – VIII,12 *{bewainet dy tötlichen}*] *die tötlichen beweinet* H. Warum nicht angegeben? – VIII,13 *{paß du tummer man}*] *du tummer* H! – IX,8 *{günne}* H] *genne* A, *grüne* BL. – IX,13 *vergattet* H! Warum nicht angegeben? – XI,2 *habt begangen* H. Warum nicht angegeben? – XI,5 *munt* A. – XI,8 *empfohen* ABH. – XI,9 *getrew* H. Warum nicht angegeben? – XII,4 *{vnser hand}* H] *vnsern henden* α (= b, v. *handen* a) B, *vnsser hende* A. – XII,7 *{aber}*] *nür* H, *newr* α A, *nun* B; Ort nicht gut gekennzeichnet! – XIII,6 *gelübt* HA. – XIII,6 *{dez waz}*] *des daz* α ABH. – XIII,13 *{ymant}* B] *nymant* abAH. – XIII,20 *mih* fehlt HL. – XIV,4 *wir dir* α HL, gegenüber EABY Zusatz, keine Auslassung!

Fassung H: V,6 *allenthalben*. – VI,13–14 *rechnug*? Warum nicht *rechnung* bzw. *rechnung*? – XI,10 *trew*, muß kursiv, da Ersetzung!

Apparat 1: III,4 *mir* als Ersetzung für *{narung}*, woher? warum nicht erklärt? Daran, daß die Herkunft von Ersetzungen leider nie angegeben

wird, muß man sich erst gewöhnen. – VI,7 *scheinet* fehlt. Aber *scheint* EaABLy. – XI,12 Die Normalisierung von *heile* zu *heil* ist sehr implizit, und was hat sie für einen Sinn? – XIV,9 *ee*, denn in H steht ja nicht *zu zu*.

Apparat 2: Bei Auswahlapparaten wird sich wohl immer fragen lassen: Wenn schon diese Bagatell-Lesart aufgenommen wurde, warum nicht jene, scheinbar ganz analoge, nicht auch, und warum werden sie mal so und mal so dokumentiert? Etwa: V,10 *daryn(n)* EaALy ohne γ , aber V,11 *darjn(n)* EaALy mit γ . Das ist nicht konsequent. Freilich: An und für sich ist die Beteiligung von γ ohne sonderliches Interesse, jeder Fall ist besonders, und weitläufige Darlegung empfundener Nuancen verbietet sich oft. Konsequenz ohne weiteren Zweck ist noch keine Tugend. Weiterer Zweck und zugleich Auswahlprinzip für Bagatell-Lesarten aber hätte hier die regelmäßige Dokumentierung der Unterschiede von E und H sein können, da EH eine überlieferungsgeschichtliche Größe zu sein scheint, die man durch diese Ausgabe gänzlich kennen könnte. Anzuführen wären da gar nicht so viele Fälle. Vermerke über die Wichtigkeit von Lesarten anderer Hauptzeugen werden eine Funktion der Gesamtvorstellung von der Überlieferung bleiben. Der Gesichtspunkt der Silbenzahl ist allenfalls innerhalb einzelner Fassungen dieser Kunstprosa relevant. Die Verhältnisse in einem hypothetischen Original fassen wir wohl in keiner.

I,8 (*ewiglichen*) *ewigklich* EB. – I,11 (*on*) fehlt ABLy. – I,12 *wo ir went* E. – II,5 *vormal* E, *vormalen* α . – II,7 (*sere*) fehlt E, *ferr* A. – II,13 (nicht: 3!) *vnd (gewaltige)* α AB, fehlt E. – IV,1 *anfechtigung* E. – IV,7, (*Si*) *die* A. – IV,12 *daz selb E, die selbig* α B. – V,1 (*mein aynne*) ... *durchlüstige* (-igliche) EaA (*leuchtigste* B, -*lichtende* γ). Wenn man solches denn überhaupt aufnimmt! – V,2 (*ungemach*) *wart* ABL. – V,2 (*Do ste*) *Alda steck* E. – V,4 (*sie*) *mir* E. – V,9 *laidig* EB. – VI,12 *kan* E (aber S. 17 und S. 71 je anders) α . – VII,1 *verpfeyen* EbaAL. – VII,1–2 (*Wirser bis geschee*) *wirß dann vbl geschähe* E, *wirsch würden* A, *wiers würde* BLy, *wee vnd vbel geschee* b, fehlt a. – VII,10 *mit* fehlt E. – VIII,10 *gefressen* A. Aber A allein gilt leider nicht als interessant. – VIII,12 (*der bis beweinet*) *wer (der Lya) do* (fehlt EB) *beweinet die tölichen* ABLyEa. Scheint mir so einfacher formuliert. – IX,3 (*Entaigent*) α ALy *Enterbt* E. – IX,4 (*entspenet*) E] *entsprent* A (ist wohl graphisch mißglücktes *entspwnet*), *entspennet* B, *entsprengt* γ . – IX,4 (*Michler ere*) *Micheler* (= *Michel er*) A, *Michel eren* E, *micHELLer erren Michiler* BL. – IX,9 (*günne*) E] *genne* A, *grüne* BL. – IX,11 (*reinen,*) (fehlt E) (*züchtigen,*) *vnd* (fehlt bBL) (*schönnen*) (fehlt B) EaBLy] *reinen, schönen vnd züchtigen* A. D.h. EaBLy bilden mit H nur eine recht bunte Gruppe. Allein z. ist der gemeinsame Nenner, und der gilt schließlich auch für A. z. + s. haben nur Ea (nicht α) γ . – IX,17 *vnuerdruckten* A allein; ohne diese Auskunft wird das Bild wohl schief. – XI,14 (*Lone*) BL] *Lon* EaAy. – XII,6 (*deinen Worten*) Ly] *deiner maynung* EaAB. – XII,13 (*überhaben*) B] *enthalten* E ... XIII,1 (*des*) Ey] *das* α ABL. – XIII,3 (*stumpff*) *stumb* E. – XIII,18 (*der*) *der* Eba] *des* AL; sonst verwirrend! – XIII,18 (*lebens*) α L] *des leben* E, *lebendig(e)s* Ab. – XIV,17–18 (*pain bey pain*) *pin pin pin* BL, *pein* A, fehlt $\alpha\gamma$. Sonst sehr unvollständig. – *Über XIV hinaus übertiefert E nicht mehr.*

Vielleicht wird Schröder diese Aufstellungen als ungerecht empfinden, denn: »Von E und H abgesehen, entnehme ich die Varianten den Apparaten von Bernt und Jungbluth. Für Vollständigkeit und Genauigkeit der Schreibungen kann ich nicht einstehen. Die benutzten Apparate differieren öfter, auch die beiden Jungbluths von 1951 und 1969. Im Zweifelsfall habe ich mich an den letztgenannten gehalten« (S. 63). Aber die übernommenen falschen Lesungen beschädigen

eben doch auch den Wert von Schröders Ausgabe. Außerdem wirkt die Auswahl der Angaben oft so, als solle ein Benutzer sich weitere Auskünfte von verschiedenen Stellen her zusammensuchen.

Beim 1. Apparat wären also Angaben darüber erwünscht gewesen, woher jeweils eine Korrektur oder Ersetzung im Text stammt. Dafür muß man im 2. Apparat nachsuchen. Wo dort keine Angabe steht, muß man die Transkription aufblättern. Hat man dort Zweifel, muß man im ›Faksimile‹ nachsehen. Außerdem sind 2. Apparat zu E und 2. Apparat zu H verschieden informationsträchtig. Auch die stillschweigenden Verbesserungen sind nicht immer problemlos.

Die 2. Apparate sind unübersichtlich, und die erklärten Prinzipien gelten anscheinend »nicht ganz streng« (vgl. im folgenden Schröder, S. 62). Daß bei E alle Abweichungen von H, bei H alle Abweichungen von E angegeben worden wären, hätte mehr Überblick erlaubt. Aber bei E »ist Ly beiseite gelassen und H nur dann berücksichtigt, wenn sie zu E oder zu αAB stimmt oder eine potentiell gleichwertige Sonderlesart bietet«. Mit anderen Worten: Wo H offensichtlich an der Überlieferung »ungleichwertig« gebastelt hat, scheint es versteckt zu werden. Es könnte aber durch eine solche Angabe eine auf den ersten Blick ›hochwertige‹ Lesart von E gleichfalls als bloß geschicktere Bastelei erkennbar werden, der Auslöser für ›Textbesserungen‹ von E und H aber in α oder A überliefert sein. Die Entscheidung: »Unwichtigere Sonderlesarten von H sind als Neuerungen dieser Fassung für E ohne Interesse« bleibt für den Leser unhintergebar. Der Vorsatz »Dagegen sind im Apparat 2 zu H die E-Lesarten immer angegeben« wurde leider nicht immer eingelöst (z. B. nicht in IV,1, wo *anfechtigung* E fehlt; vgl. ferner IV,12; V,2; V,4 etc.). Über Gruppenlesarten von α , AB und Ly wollte Schröder »in der Regel« Auskunft geben. In vielen Fällen hat er es nicht getan. »A und L vertreten ihre Gruppe auch gelegentlich allein«. Das ist wahr und wohl öfter der Fall, als Schröder hat annehmen mögen. Da kann ihn kein Vorwurf treffen, sobald einmal das gute Prinzip eines verkürzten Apparats akzeptiert ist. Notwendigerweise werden dem Leser dabei Blickfeld und Urteilsmöglichkeiten beschnitten. Aber in den Apparaten zu E und zu H ist die Auswahl unterschiedlich. Will man etwas mehr erfahren, muß man blättern, denn: »Der Apparat 2 zu H ist [...] der vollständigere«. Die Offenheit, mit der dies festgestellt wird, bleibt souverän. Aber wozu denn überhaupt der Apparat bei E? Um den Wechsel der Blickfelder zu üben, ließe sich antworten. Und darin liegt allen Ernstes der geistige Gewinn. Die mitgeteilten Lesarten transportieren ja alle alten Fehllesungen getreulich, und selbst auf die beschränkten Angaben im vollständigeren Apparat ist nicht immer Verlaß. Informieren muß man sich sehr oft anderswo, nachdem man hier die Relativität von Informationen erfahren hat.

3. Zum Abschnitt ›Befunde und Folgerungen‹

Die Liste der Stellen, an denen E und H mit »gemeinsamen guten Lesarten gegen die sonstige Überlieferung stehen« (S. 128f.), suggeriert mehr als sie leisten kann, scheint mir. Das Urteil »gut« ist ohne

Rücksicht auf den Kontext im weiteren, auch ästhetisch-stilistischen Werkzusammenhang methodisch sauber oft gar nicht zu fällen, z. B.:

- 1,2 *her Tod EH - ir Tod αABLy*. Die Aussage könnte den Rahmen der Einleitung bilden, denn sie beschließt nicht nur den 1. Satz des 1., sondern auch den letzten Satz des 3. Kapitels, dort auch in EH ohne Titular *her* und in wörtlicher Entsprechung zu dem für 1,2 in αABLy Überlieferten. Eine Anrede des Todes als Herr steht in A erst ab 7,9 (hier und im folgenden immer nach Schröders E-Zählung, die von seiner H-Zählung gelegentlich abweicht), motiviert, weil dort das Erbarmen des Todes angesprochen wird und der Dichter in Kapitel 6 den Tod über alle irdischen Herren gestellt hat. Vor dieser Stelle haben E und H anscheinend ohne Übersicht über den Redeverlauf und unabhängig voneinander mal *her* + Tod (E: 5,13) und mal nicht (EH: 3,14; H: 5,13), mal nur *herre* und nicht *Tod* (E: 5,1), mal isoliert *herre Tode* (H: 5,1). Die Güte der Lesart EH bleibt also für 1,2 zu bezweifeln.
- 7,1–2 *wirser dann übl E, wirser wenn übler H ~ wirser ABLy, wee vnd übel b*: Zunächst sind die Angaben durch Generalisierung und unkritische Übernahme von Fehlern aus nicht überprüften Apparaten falsch geworden. Es steht: *wirß dann übl geschähe E, wirsch würden A, wiers würde BLy, wee vnd übel geschee b*, fehlt a. Die Differenz von a und b (vgl. MSB 1991, H. 4, S. 11) bleibt ja leider unbeachtet. Freilich kann *wirß* E in *wirser* aufgelöst werden; aber in zahlreichen Fällen steht dort auch *ß* für *ß*, *ss* und *s*. Die mhd. reguläre Komparation des Adverbs war *wirs* ohne Steigerungssuffix. Die liegt in ABLy und wohl auch in E vor. Aber E (bzw. ihre Vorlage) hat hier gemeint, durch den Zusatz *dann übl geschähe* noch stilistisch korrigieren zu müssen, H hat hier gemeint, durch Zusatz und Steigerungsendungen *wirser wenn übler* auch noch grammatisch korrigieren zu müssen. Eine überlegene gemeinsame Lesart EH springt nicht dabei heraus.
- 9,6 *O got EH ~ Der got ABL, Got α, Ach got γ*. ABL bieten die lectio difficilior, in der man mundartlich (egerländisch) *dir, got* erkennen mag und in welcher der Anlaß zu den jeweils verschiedenen hilflosen Exklamationen in den übrigen Hss. zu finden sein dürfte.
- 9,8 *günne EH ~ grüne ABL*. Aber A liest *genne*, das zu EH stimmt, wobei das *e* leicht in *r* zu verlesen war. Die Opposition ist eigentlich keine und besagt allenfalls, daß die Vorlage von B und L graphisch ähnlich wie A ausgesehen hat.

Dies nur als Beispiele. Wo αABLy fehlen, haben EH Lücken im Archetyp geflickt, wo es schwieriger war, oft verschieden (bei 2,8–9 vgl. die vorhergehenden Kommata; 11,9), in banalen Lösungen einheitlich (7,3; 10,5; 10,6; 12,2) oder von derselben Redaktion abhängig (6,14; 9,5 »verzweifelter Sinngebungsversuch«; 9,7; 9,8; 11,9; 11,14). Zu einigen Stellen habe ich mich schon bei anderer Gelegenheit kurz geäußert (9,5; 9,8; 13,19). Bündigere Erörterung könnte nur ein Kommentar geben, der den Werkzusammenhang allenthalben mit bedenkt und die Möglichkeiten eines ungewohnten Sinns erwägt, der in der zerstückelten Erscheinungsform von Lesarten oft nicht erscheinen kann. Freilich hat A Lücken, auch Fehler. Aber über die wird man etwas gründlicher und nicht aus der Überlegenheit eines späteren Urteils über die früheren »Sünder« nachzudenken versuchen. Es wäre gewiß recht schön, wenn EH keine Fehler-

gemeinsamkeiten hätten. Aber es spricht doch einiges dafür, daß dem nicht so ist.

Die nächste Aufstellung bei Schröder (S. 130 ff.) gilt den Fehlern von E allein. Der Beurteilung der einzelnen Fälle wird man meist zustimmen können. Sie ist oft von unbestechlicher Scharfsicht. S. 132 scheint mir der Sinnausschnitt des Textes allerdings präjudizierend gewählt:

- 12,13–14 *laid zu enpern leib weip kind schacz* E(α) ~ *leyd zu enberen liebe weib kynde schacz* (H)AB(Lγ). Gewiß, »auf die Opposition *leib* Eα : *liebe* HAB(Lγ)« kommt es an, aber Eα hat mit *leib* einen Reim hergestellt und das Wort entschieden zur nachfolgenden Aufzählung gezogen; doch *lieb* gehörte, denke ich, zum vorhergehenden Gedanken (»Je größere Beglückung erfahren wird, desto größer das Leid, solche Beglückung zu entbehren«), der sich auch im »Speculum sapientiae« 14, 29–31 des Ps.-Cyrillus (in: »Die beiden ältesten lateinischen Fabelbücher des Mittelalters«, ed. Grässe) findet (*Sic [...] quanta fuit concupiscentia in amando, tanta fit dolorositas postmodum in perdendo*): Dem in *amando* entspricht der Stellung nach in A das *lieb* zu *bekennen* (als Glied x), dem in *perdendo* das *zu emperen* (als Glied y); E ersetzt x, H ersetzt y, α vertauscht x und y, um den Ausdruck zu »verdeutlichen«, den ich nach A mit korrigierter Interpunktion und Großschreibung von *Weyp* (als Beginn des nachfolgenden Kolons) lesen möchte: *Je grösser lieb zu bekennen, je grösser leyt zu emperen* (empfinden H) *lieb. Weyp ... A(H)BLγ ... ye grösser lieb zu peginnen, ye grösser laid zu enpern. Leib, weip ... E, ye grosser lieb zu enpern. ye grosser leit zu bekennen. Leib. weib ... α. E und α »verdeutlichen« über die Modifikationen an den Gliedern des Vergleichs hinaus noch dadurch, daß sie lieb (Vorlage: lib?) in leib undeuteten. Daß die zu überliefernde Konstruktion mit *lieb* wohl allenthalben nicht verstanden wurde, zeigen Interpunktion und Ersetzungsversuche.*

Die Liste der Fehler in H allein, die sich von einer andern Leithandschrift her freilich anders darstellen, und ihre Besprechung läßt wieder die Nüchternheit des Urteils im Hinblick auf die Qualität von isolierten H-Lesarten bewundern, mag sie sich auch der Gegnerschaft zu Rolf Schwenk verdanken. Angemerkt sei nur:

- 3,5 »das Richtige steht [...] in αAB«, wobei »die Vorlagen der beiden besten Handschriften schon Ersatzlösungen aufwiesen ...« (S. 134). Nichts anderes gilt nach unsrer Meinung ja auch grundsätzlich für die EH-Liste Schröders.
- 4,8–10 Die Option für EAB »mit geschlossener Lücke in E« scheint mir richtig; die Argumentation für ein *ἀπό κοινού* bedient sich des »Stemmas«, das schon S. 133 erwähnt wurde, ohne genannt zu sein. Freilich ist die Stellung von Ly bei Bernt/Burdach 1917, Hammerich 1938, Hammerich/Jungbluth 1951 und letztlich auch bei Krogmann 1954 identisch. Aber das implizite Stemma bleibt doch problematisch.
- 5,13 Bloßes *gefelle* EABL(γ) ohne die Fortsetzung *vnd ewiger val* Ha kann freilich Vereinfachung einer Zwillingsformel sein – oder

eben deren Herstellung, um eine Lücke oder eine »harte Fügung« des Archetyps zu heilen. Das vorhergehende *jnnerig* (vielleicht wie in Eger eine Graphie für *jimmerig*, das sich zu *immer* verhalten würde wie tschech. *vždy* »immer« zu *vždycky* »nachdrücklicheres immer«) läßt mich eher an eine sprachliche Gewagtheit des Dichters denken, die sicher auch von *jnnerig* A gemeint war. Die Überlieferung im »Tkadleček« V,16,105–106: ... *Ach, bez koncze bud wzdy przy tobie* (Ach, ohne Ende! sei immer bei Dir) *po wsse czasy!* (durch alle Zeiten)! spricht eher für eine jüngere Ausbesserung in Ha.

- 8,13–14 Der »Wortbestand des Schlußsatzes« läßt sich anders beurteilen: entweder mit Schröder oder

Archetyp = *E:

1 *Bedenck paß du tummer*
2 *man was du klagest vnd*
3 *was du klagen süllest*

2] *vnd* ÷ E

3] *w. d. kl.* ÷ E

Daraus reduziert αABLy

1 *Bedenck bass du tummer*
2
3 *was du klagen süllest*

1] *b.] dich b. α*

Archetyp = *ABLyα:

1 *Bedenck was du dummer⁷*
2
3 *was du klagen süllest*

1] *was* ÷ A, *dich baß* α

3] *c. s.] clagest γ*

Daraus Bearbeitung *EH:

1 *Bedenck was du Tum⁸*
2 *was du clagest vñ*
3 *was du klagen sollest*

2] *man w. d. E, w. d. ÷ H;*
cl.] cl. redest H; vñ ÷ E
3] *w. d. c. ÷ E*

Danach »neuformiert« H:

1 *Gedenck was du tummer*
2 *clagest redest vnd*
3 *was du klagen sollest*

Schröder S. 135 nennt mit dem Kommentar: »viel zu ungeschickt für einen Dichter als Bearbeiter« wohl sein Erklärungsziel. *clagest redest* H stammt wohl aus zwei Vorlagen, von denen die eine *clagest* durch *redest* zu ersetzen suchte, welche »Besserung« H als Eintragung am Rand vorfand. Bei der hier vorgeschlagenen Alternative gingen Anregung zu Bearbeitungen wie Irritation von **was du* aus, das mundartlich für *baß du* stand. Die stilistisch bessernde Bearbeitungstendenz der Redaktion *EH wäre ersichtlich. Der Gebrauch von *baß* ist parallel zu 12,17.

- 13,3–4 *wie wenig ich han zu synnreicher meisterschaft gezewges H* gegenüber *wie wenig ich [kan vnd wenig E] han zu synnenreichen meistern weishait gezechet* (gezücket ABLy) EABLy, dazu »modernisierend glättendes« *vnd nicht gesetzt pin zu synnreichen hohen meistern α*. Die Oppositionen sind klar herausgearbeitet. Aber A liest *gezocket* und meint wohl das lexikalisch gut bezeugte *zogen zuo* (das Perfekt mit *han* auch bei Vinteler), »hinzuckeln«. Ob *sucken* (s. DWb s.v. 911) als Intensivbildung zu *saugen* hineinspielt, läßt sich nur vermuten. Das semantisch präzise schillernde Wort gab wohl Anlaß zu den Vereindeutigungsversuchen *gezukett* BLy, *gezechet* E und den problematischen Entwürfen von H und α. Von A her formuliert, unter Vernachlässigung des Sondertextes von α: *wie wenig ich han [kan vnd wenig han E] zu synnenreichen meistern [zu synnreicher meisterschaft H] weyßheit* [÷ H] *gezocket* [gezewges H, gezechet E,

gezukett BLγ] wird ein anderer Sinn des Satzes deutlich. Von seinem Editionsziel her hat Schröder recht: *weyßheit* gehört nicht in einen Text nach H. Der Rückbezug auf Kap. 10 (Anfang und Ende, dem Schröders Übersetzung: »wie wenig ich bei den Philosophen Weisheit gelöffelt habe« Rechnung trägt) läßt allerdings eher daran denken, daß ABLγE das Richtige haben. »Obgleich ich nur wenig bei gelehrten Magistern Philosophie erwandert und genossen habe«, scheint mir der ironische Sinn zu sein.

4. Abbildungen und Textgestalt

Von den beigegebenen 1:1-Photographien sind die von H gut gelungen und nützlich, weil hier die Rubrizierungen deutlich herauskommen. Ich halte Schröders Gedanken und Beobachtungen von S. 27 für wichtig: »Ich neige dazu, die senkrechten roten Striche vor Anfangsbuchstaben oder durch sie hindurch für einen – zugestanden unvollkommenen – Versuch zu rhythmischer Gliederung der Texte zu halten, oder – bescheidener – für Vorleser-Anweisungen an auf den ersten Blick unübersichtlichen Stellen. Wenn man sich daran hält, ist das Resultat öfter, aber nicht immer befriedigend.« Vergleicht man die Interpunktion durch Rubrizierung und andere Darstellungsmittel in den andern Haupthandschriften, wird man über das Ausmaß der Koinzidenzen oft erstaunt sein. Eine Beachtung, ja eine Wiedergabe des Textes *per cola et commata* kann die Beurteilung der Form und manche textkritische Entscheidung erleichtern. Denn oft werden nicht nur Lesartenrelevanzen, sondern auch formale Zusammenhänge viel zu kleinräumig gedacht. Im Druckbild der Transkription von H erscheinen die rotgemalten Zeichen halbfett, für das Druckbild der »bereinigten Texte« wurden kaum Konsequenzen daraus gezogen, es sei denn für eine Übersetzung in moderne Satzzeichen, hie und da. Aber die moderne deutsche Zeichensetzung ist, im Unterschied zu derjenigen unserer westlichen Nachbarn, grammatisch und nicht mehr rhetorisch. Daß bei den »bereinigten Texten« jedem Kapitelanfang eine neue Seite gegönnt wurde, ist gut. Das Kapitelinnere erscheint aber weiterhin so gut wie ungegliedert, Redeeingänge und Redeschlüsse werden im Druckbild nicht verdeutlicht; immerhin werden beim Schlußgebet die 7 regulären Litanei-Sätze mit den rubrizierten »großen Buchstaben« (von denen ja die Überschrift in A spricht) und die mit der letzten Rubrik beginnenden 3 Fürbittsätze, die sich an den Sterbegebeten orientieren, sowie der Amen-Satz auch als Abschnitte hervorgehoben. Das Satzinnere bleibt ein nicht artikulierter Haufen von Gottes-Anrufungen.

Auch die Abbildungen von E sind als Photos gut, eine Vergrößerung hätte vom Duktus mehr sehen lassen. Schließlich benutzt man ja vor der wirklichen Handschrift auch eine Lupe (und da sieht man auf den Abbildungen hier bereits die Körnigkeit des Films und keinen Strich mehr). 1:1 ist eben nur ein scheinbarer Realitätsersatz.

III.

Für den, der sich auf die ›Ackermann‹-Philologie einläßt, wäre noch sehr viel mehr in dieser Ausgabe zu finden und zu dieser Ausgabe zu bemerken. Selbst dort, wo man nicht jedem Urteil über das Einzelne und das Ganze zustimmt, gibt es kaum etwas, das nicht des Bedenkens wert wäre. Das Lehrstück vom Perspektivenwechsel, der sich aus dem Blick durch die Brille verschiedener Handschriften ergibt, ist höchst eindringlich. Der jeweilige Text des Büchleins *ackerman* erscheint auf diese Weise als Funktion der gewählten Prämissen und der bewußten wie unbewußten Identifikationsmuster des jeweiligen Herausgebers, in Stil und Gehalt sehr unterschiedlich. Am deutlichsten zeichnet sich inzwischen wohl die Differenz zwischen dem (prä-hussitisch geprägten ?) A- und dem (posthussitisch geprägten ?) H-Text ab, die sich, wenn ich mich nicht täusche, in ihrer Frömmigkeitshaltung wie in der Funktionalität der rhetorischen Formen unterscheiden. Wer, auch als Literarhistoriker, von ›dem‹ ›Ackermann‹ spricht, wird künftig sagen müssen, welchen Text er aus welchen Gründen für welche historische Situation meint. Eine Ausgabe dieses, durch die Forschungsgeschichte als ungewöhnlich affektbesetzt erwiesenen Textes von vornherein als etwas Unendgültiges in der Praxis des Details allenthalben zu versuchen, immer bereit, auch die unwillkürliche Identifikation mit den eigenen Leithandschriften kritisch in Frage zu stellen, ist eine große Leistung.

ERLANGEN

KARL BERTAU

ECKART CONRAD LUTZ, **Spiritualis fornicatio**. Heinrich Wittenwiler, seine Welt und sein ›Ring‹. Sigmaringen: Thorbecke 1990. 505 S., 2 Karten, 1 Farbtafel, 63 Abb. (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen, Neue Folge der Konstanzer Stadtrechtsquellen. XXXII.)

Das neue Buch von Eckart Conrad Lutz zu Wittenwilers ›Ring‹, nach mehreren Arbeiten zum selben Autor und Werk, die schon vor fast zwanzig Jahren mit einer Toulouser Dissertation eingesetzt haben, ist nicht nur umfangreich, es ist auch ein wichtiges Buch, das so viel Material zur Kenntnis des Autors und seines Milieus beisteuert, daß man es künftig nicht wird umgehen können. Es ist eine Ergänzung (und Korrektur) größter Dimension zu Wießners unersetzlichem Kommentar (1936 erschienen, nachgedruckt 1970, leider nicht mehr im Handel). Der Untertitel »Heinrich Wittenwiler, seine Welt und sein Ring« kündigt genau an, was der Verfasser intendierte und tatsächlich ausführte: einerseits die Ausleuchtung der »Welt« am Bodensee, in der Wittenwiler um 1400 lebte, dieser Welt aber als einer sehr bestimmten und Wittenwiler sehr nahen, eben seiner Gesellschaft, die damals die lebensgefährliche Krise der Appenzeller Kriege (1403–1408) durchmachen mußte und deswegen die Gefahren der Welt überhaupt in den Augen eines gelehrten (und christlichen!) Zeitgenossen symbolisieren konnte – andererseits den Versuch (mit dem man nicht oder nur teilweise einverstanden sein mag, der aber jeden-

falls mit Kraft und Konsequenz geführt wird), den ›Ring‹ als eine allegorische Beschreibung (also auch: Deutung) dieser Welt und ihrer eben erlebten ›Krise‹ zu erklären. Der Haupttitel: »Spiritualis Fornicatio«, aus einer Stelle aus dem 8. Buch der Chronik Ottos von Freising entlehnt, die auch als Motto steht, deutet das Fazit dieser Interpretation: Der ›Ring‹ sei die pessimistische Allegorie einer gefährdeten Welt. Wir werden somit aufgefordert, den *sensus spiritualis* hinter dem *sensus litteralis sive historicus* zu suchen – wie seinerzeit von C. Stephen Jaeger für Gottfrieds ›Tristan‹. Im Hinblick auf eine profane Dichtung ist es immer gefährlich, so zu verfahren, wenn sie nicht selbst ihre Exegese mitliefert – Theologie ist nicht mit Tiefenpsychologie identisch, sie darf keinen Universalanspruch auf Deutung erheben: »Theologie der Geschichte« schon, aber aus der Sicht des Schöpfers, nicht der Akteure! Geht es anders für die Theologie der Literatur? Es mag aber sein, daß der profane Autor ein halbverhüllter Theologe ist, der Winke gibt für das Lesen eines ›höheren Sinns‹ hinter dem Schein, der Fiktion. Jedenfalls ist dies, im großen und ganzen, Lutz' These im zweiten Teil seines Buchs.

Der Verfasser hat sein Buch in zwölf Abschnitte und – ohne es ausdrücklich zu sagen – in zwei Teile gegliedert, die ein Übergangsabschnitt verbindet: die ersten fünf Abschnitte gelten zunächst der ›historischen Landschaft‹ vor und zu Wittenwilers Zeit, dann seiner Biographie, aber vor allem ausführlichen Fall- bzw. prosopographischen Studien über Sippen und Persönlichkeiten des Toggenburgs und der Stadt Konstanz, Wittenwilers Lebensmilieus – und schließlich der großen Krise, die durch die Appenzellerkriege und den Bund ob dem See (hier S. 133–137) ausgelöst wurde. Der sechste Abschnitt stellt die Frage, oder vielmehr skizziert schon die Antwort auf die Frage, wie es »von der Geschichte zur Dichtung« kam (z. B. durch eine »allegoretische« Behandlung und Erweiterung des Bauernhochzeitsschwanks, S. 222–223). Die letzten sechs Abschnitte setzen dann, ausgehend von dem allegorischen Liebesbrief, den der Arzt (und Verführer!) Chrippenchra für Mätzli schreibt, den ›Ring‹ in Beziehung zur allegorischen Tradition in Text und Bild, um seine eigene allegorische ›Form‹ zu bestimmen.

Die Methode, die Lutz im ersten Teil anwendet, beeindruckt sehr: Er definiert sie selbst (etwa S. 100) als eine »Öffnung der traditionellen Genealogie zur Sozialgeschichte«, indem die »(oft falsch) erschlossenen Stammfolgen durch soziale Zusammenhänge im weiteren Sinn, durch ›sozio-genealogische‹ Felder und Räume« ersetzt werden (und verweist dabei auf seinen früheren Aufsatz über ›Methodische Probleme einer Sozialgeschichte der Stadt und der städtischen Literatur im Spätmittelalter‹ in den Vorträgen des Deutschen Germanistentages 1984). Konkret heißt das, daß er nicht nur die (wenigen) Belege zu Heinrich Wittenwiler oder gar seiner Verwandtschaft vornimmt, sondern auch das Werden, die Rolle, den Ruf repräsentativer Persönlichkeiten oder Sippen der Stadt Konstanz und ihrer Umgebung. Es gelingt ihm meines Erachtens tatsächlich, das soziale Klima der Stadt Konstanz zur Zeit Wittenwilers wieder fühlbar zu machen. Nachdem er die Situation Heinrich Wittenwilers selbst als Advokat

und gar *hofmeister* der bischöflichen Verwaltung präzisiert und Wießners Darstellung seines Lebenslaufs als »Klitterung« demontiert hat (S. 110), studiert er seine Familie (man muß allerdings voraussetzen, daß alle *Wittenwil[er]* zur selben Sippe gehören) und weist nach, daß ihre Mitglieder einen sehr begrenzten geographischen und sozialen Horizont im Toggenburg und Appenzeller Land (zwischen Wil, Lichtensteig und St. Gallen) haben, bis Heinrich wohl als erster Sproß nach Konstanz an den bischöflichen Hof zieht und auch als erster »ein Studium absolviert, ohne Priester zu werden«; dann steigt er in hohe Ämter auf (eben als *hofmeister* des Bischofs) und orientiert sich an der adelig-österreichischen Partei, was seine antibäurische Haltung im »Ring« zum guten Teil erklären soll (S. 115f.). Doch darüber hinaus nimmt Lutz auch Familien vor, die eine repräsentative Rolle in der Konstanzer Landschaft und Politik zwischen ca. 1380 und 1420 gespielt haben, etwa die »Zünfter«, die sich mit dem Patriziat verbanden oder ihm entgegengetreten sind: »Provokation des Adels« lautet der Titel von Abschnitt 5 (S. 173–213). Allerdings soll – laut Untertitel – diese Provokation ebensowohl in »Usurpation« wie auch in »Bekämpfung patrizischer Lebensformen« bestehen, und da dürfen einen leise Zweifel ankommen: Sicher sind der Schuhmacher Heinrich Gunterswiler und der »Mertzler« Caspar Gumpost »entschiedene Gegner des Patriziats« (S. 199), wie es Lutz durch verschiedene Berichte nachweist – er widmet aber dem Weinhändler Haintz (bzw. Heinrich) Cristan 25 Seiten (S. 175–199), welche beweisen, daß dieser sehr reiche Zünfter sich immer mehr dem Patriziat (den *geschlechtern*) der Stadt Konstanz genähert und enge Verbindungen mit ihm eingegangen ist, um daraus den Schluß zu ziehen, daß diese Überschreitung der Grenze eine Provokation für den Adel und somit für Wittenwiler selbst ein Zeichen der Zersetzung der alten Gesellschaftsordnung bedeuten sollte! Sollte – denn ich sehe nicht, auf welche Zeugnisse Lutz diese Interpretation stützt. Diesen Haintz Cristan erkennt nun Lutz im *Haintzo mit der gäss*, der im »Ring« V. 127 auftritt, um an Bertschis *stechen* zu Ehren Mätzlis teilzunehmen; dies vor allem, weil Haintzo, nachdem er in den Bach niedergestochen worden ist, erkennt: *Erst bin ich ze cristan worden* (V. 274). Sicher (oder jedenfalls sehr wahrscheinlich) gab es hier eine scherzhafte Anspielung auf den in Konstanz sehr bekannten Haintz Cristan, der mehrmals Bürgermeister der Stadt war, eine Anspielung, die dazu bestimmt war, ein allgemeines Gelächter in der eventuellen Zuhörerschaft des »Ring« auszulösen – bedeutet das aber, daß Heinrich Wittenwiler in Haintz Cristan einen gefährlichen Aufsteiger, einen *kueghehyer* wie die Schwyzer (S. 375), ein Symbol von Ketzerei und Unordnung bloßstellen wollte, daß er ihn deshalb mit den närrischen Bauern von Lappenhausen assoziierte? Lutz hat doch früher ausführlich nachgewiesen, wie Haintz Cristan zur selben Partei von law and order (d.h. hier: Adel und Österreich) wie der Bischof Albrecht Blarer und wie er selbst gehörte – und nun behauptet er, daß er »doch eigentlich – im Grunde seines Herzens und Wesens – ein Eidgenosse, ein *gpaur* sei wie alle Zünfter« (S. 377)! Es ist wohl vernünftiger, wie Ortrun Riha in ihrem Würzburger Forschungsbericht (Die

Forschung zu Heinrich Wittenwilers ›Ring‹ 1851–1988, Würzburg 1990), S. 44, auf die Verspottung prominenter Persönlichkeiten als Fastnachtstradition hinzuweisen, was übrigens Lutz selbst tut, wenn er schreibt (S. 222f.), daß ›Metzen höchzit‹ »wohl authentische Konstanzer Personen [...] verulkt [...], vielleicht in fastnächtlichem Rahmen«.

Warum sich so lange bei dem Fall Haintz Cristan aufhalten? Weil Lutz sich ebenso lange bei ihm aufhält, und zwar weil es einer der wenigen Namen von Konstanzer Persönlichkeiten ist, die man in der Dichtung mit einiger Sicherheit erkennen kann; es ist also eine der wenigen nachweisbaren Brücken zwischen Heinrich Wittenwilers ›Welt‹ und dem ›Ring‹. Aber Lutz scheint mir dabei den Sonderfall über- und die allgemeine Tragweite seiner soziologischen Studien unterschätzt zu haben. Seine Darstellung der Rolle von Patriziat und Zünften, von Bischof und Hofmeister von Konstanz während der Appenzeller Kriege, seine Schilderung ihrer Reaktionen und des Schreckens, der auch in der anonymen ›Reimchronik des Appenzellerkrieges‹ zum Ausdruck kommt, scheinen mir viel geeigneter als die diffizile Interpretation der Haintz-Cristan-Figur, um seine allegorische Deutung des ›Ring‹ zu stützen. Diese aber bildet das Kernstück seiner ›Ring-Interpretation.

Für Lutz ist der ›Ring‹ nämlich eine Dichtung, die man auf drei Ebenen lesen kann und soll, den drei Ebenen, die Wittenwiler am Ende seines Prologs (V. 32–51) meine und die auch für ein dreifaches Publikum bestimmt seien: Der *nutz*, d.h. die *utilitas* im engeren Sinn, das »Laiendoktrinal«, sei für die Aufsteiger in der Konstanzer Gesellschaft gedacht, die *tagalt* (das Komische, die *delectatio*) für das mit der Literatur vertraute, also das adlig-patrizische Publikum, die *mär* aber (V. 51) für den kleinen Kreis der Intellektuellen, d.h. der Kleriker mit biblisch-exegetischer und mittellateinischer Bildung (so vor allem S. 348). Dies setzt natürlich ein Verständnis des Terminus *mär* voraus, das jedes Spiel mit dem Zuhörer oder Leser, jede Neckerei mit Worten ausschließt. Wie dem auch sei, Lutz' Hauptthese ist, daß Wittenwiler in seinem Gedicht drei Elemente integrierte: die erlebte (als tragisch empfundene) Wirklichkeit, den Bauernhochzeitschwank (dessen zwei überlieferte Fassungen Horst Brunner neuerdings in seine Reclam-Ausgabe des ›Ring‹ aufgenommen hat) und biblische Berichte und Maximen, die vor allem aus den Weisheitsbüchern geholt und im Licht der älteren und neueren Exegese verstanden werden. Wie verläuft aber diese Integration? Die erlebte Wirklichkeit ist das zu Deutende, das teils im Bauerntreiben des ›Ring‹ dargestellt, teils am Horizont bzw. im Hintergrund der Handlung zu denken ist. Allerdings wird das von Lutz nicht so formuliert, der das Bauerntreiben nur als *figura* für das Weltgeschehen überhaupt versteht: Es ist die (selbstverständlich nicht ursprüngliche) Funktion des Bauernhochzeitsschwanks, eine schon konstituierte und wirksame *figura* zu liefern, die Wittenwiler, wie man weiß, beträchtlich erweitert hat: Den 680 Versen von ›Metzen höchzit‹ stehen die 9699 Verse des ›Ring‹ gegenüber! Lutz scheint mir allerdings aus der baurischen Handlung des ›Ring‹ mehr zu holen, als er zugibt, denn der Spott über die Bau-

ern gilt doch auch den aufständischen Bauern seines Lebenskreises, und insofern sind sie nicht nur *figura*, sondern auch konkretes Ziel einer Satire (aber das Wort Satire ist hier verpönt, kommt so gut wie nie in dem dicken Buch vor und verträgt sich in der Tat nicht mit Lutz' theoretischem Verständnis dieser Dichtung, etwas mehr wohl mit seiner These eines an Adel und herkömmliche Weltordnung gebundenen Advokaten der Konstanzer Kurie, den die Appenzeller Bauern in tiefen Schrecken versetzt hätten). Das dritte Element ist schließlich Wittenwilers Allegorese des Bauerntreibens, also die Deutung: Schon mit der einzigen Illustration der Meininger Handschrift auf fol. 1v, die das Paar Bertschi/Mätzli darstellt, sei sie angedeutet, schon die ersten Verse der Handlung, wo von Bauern die Rede ist, die *ane trauren* ausgerechnet in dem *tal ze Grausen* sitzen, lasse sie erraten: das Bauernpaar sei eine Verkörperung der *luxuria*, ganz nach der ikonographischen Tradition, von der Lutz viele Beispiele in seinen wertvollen Abbildungen im Anhang und ihrem Kommentar in seinem Text gibt. Die *luxuria* aber ist nur eine Auswirkung der *superbia*, d. h. dieser *fornicatio spiritualis*, die von Gott abwendet, indem sie sich der Welt zuwendet, aber sie ist folgenreich. »Bertschis Devise« (S. 353 ff.), daß er Mätzli um jeden Preis haben müsse, *Hietz mir all mein freunt erschlagen* (V. 2626), *Scholt ein gantzes land verderben* (V. 2628), bewahrheitet sich: Bertschis *amor carnalis* stürzt seine ganze Welt (ihn selbst ausgenommen) in eine apokalyptische Katastrophe. So fügt sich die allegoretische Deutung in die »Nahtstellen« der Handlung ein, und es ist eines von den vielen und großen Verdiensten dieser gründlich gelehrten, umsichtigen und tief-sinnigen Interpretation, sehr plausible biblische (und exegetische) Inspirationsquellen, wie etwa Hiob 30,1–10 (S. 306 ff.) oder Prov. 9, 17 (für die Interpretation der Speicherszene, S. 327 ff.) nicht nur entdeckt, sondern auch in ihrer kunstvollen Beziehung zur Handlung gezeigt zu haben.

Lutz geht von der einzigen erklärten Allegorie des »Ring« in dem Liebesbrief, den der Arzt Chrippenkra für Mätzli schreibt, mit der angeblichen Vision von Venus vs. Maria und ihrer Exegese durch Mätzlis Beichtiger, aus, um die anderen »Konfigurationen« zu rekonstruieren: den Verführungsversuch im Kuhstall (V. 1416 ff.) als »Travestie« von Mariae Verkündigung (S. 322 ff.), die Speicherszene (V. 1557 ff.) als »Travestie« der Eucharistie und Enthüllung von Bertschi als Symbol der Häresie usw. Auf diese Musterstücke einer »Grundlegung einer allegorischen Lektüre des »Ring.« folgen dann »Überlegungen zur Integration von Handlung, Lehre und Allegorie«, die eben das Problem der Einheit der Dichtung, der Synthese ihrer drei Sinnebenen anhand verschiedener Beispiele (Bertschis Devise, Kette der Freuden, Sakramente usw.), zu lösen versucht. Ein Vergleich mit allegorischen Sammelhandschriften und allegorischen Epen (insbesondere Alanus' *de Insulis* »De planctu Naturae« und »Anticlaudianus«) und ein letzter Abschnitt über die Meininger Handschrift und ihr (Nicht)publikum schließen das Buch ab. Ich muß gestehen, daß die Behandlung des letzteren Problems und seine Lösung durch den Hinweis auf geänderte Aktualität (Ende der Appenzeller

Kriege, Konstanzer Konzil, vor dem – im Gegensatz zu Birkhan – Lutz den ›Ring‹ datiert) und auf ein geändertes Publikum, das über etwaige mündliche Verständnishilfen des vortragenden Autors nicht mehr verfügte (S. 440), mich nicht ganz zu überzeugen vermögen. Die Erfolglosigkeit von Wittenwilers Meisterwerk bleibt ein Rätsel, das vielleicht nur auf (ungünstige) Zufälligkeiten zurückzuführen ist. Vielleicht beruht übrigens auch die oft so wunderliche Verteilung der roten und grünen Farblinien, die den *ernst* oder die *tagalt* im ›Ring‹ laut Prolog signalisieren sollen (V. 39–41), auf einem solchen Zufall, nämlich der Zerstretheit oder Fahrlässigkeit des Schreibers. Daß sie das komplizierte Spiel des Autors mit den verschiedenen Sinnebenen eher »verrätseln« als offenlegen, erkennt auch Lutz (S. 343). Im übrigen muß ich gestehen, daß ich mit seinem Buch sehr gerungen habe, aber nicht in der Engelrolle: Seine allegoretische Hypothese und die großartige Verfügung über ikonographische, biblisch-exegetische und mittellateinische Traditionen, die er ohne unnötige Pedanterie zu ihrer Unterstützung aufweist, haben meine anfängliche Skepsis durchaus erschüttert, wenn auch noch nicht ganz überwunden. Aber wenn man zu einer Kompromißlösung gelangen sollte, um den ›Ring‹ sachgemäß zu ›erklären‹, dann wird Lutz' Methode voraussichtlich einen guten Teil der Konstruktion beisteuern.

STRASBOURG

DANIEL ROCHER

KLAUS GRAF, Exemplarische Geschichten. Thomas Lirers ›Schwäbische Chronik‹ und die ›Gmünder Kaiserchronik‹. München: Fink 1987. 287 S. (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur. 7.)

Die ›Schwäbische Chronik‹ und die mit ihr zusammen 1485/86 in drei Ausgaben des Ulmer Druckers Conrad Dinckmut erschienene ›Gmünder Kaiserchronik‹¹ gehören zu jenen Werken, die wegen ihrer Situierung zwischen den Revieren der Literatur- und Geschichtswissenschaft lange Zeit wissenschaftlicher Nichtbeachtung anheim gestellt waren. Die ›Schwäbische Chronik‹, die nach ihrem Schlußeintrag im Jahre 1133 von einem gewissen Thomas Lirer angefertigt worden sein soll, in Wirklichkeit jedoch in unmittelbarer zeitlicher Nähe zu ihrem Druck entstanden sein dürfte, enthält in ihren ersten drei Vierteln locker aneinandergereihte fiktive Kurzerzählungen, in denen es vorgeblich um die Frühgeschichte von schwäbischen Adelsgeschlechtern, Städten, Burgen, Klöstern, Heiligtümern etc. geht. Das letzte Viertel der ›Schwäbischen Chronik‹ besteht aus der sog. ›Elisabeth-Erzählung, die in sich abgeschlossen und nach dem Brautwerbungsschema organisiert ist. Einheitlicher strukturiert ist die ›Gmünder

¹ Als Textgrundlage für beide Werke verwendet Graf: Schwäbische Chronik, hg. v. E. Thurnher, Bregenz o. J. [1967] (Vorarlberger Schrifttum 8). Inzwischen ist erschienen: Thomas Lirer, Schwäbische Chronik [Neudruck der Ausgabe Ulm 1486], mit einem Kommentar von P. Amelung, Stuttgart 1990.

Kaiserchronik«. In ihr geben die Regierungszeiten der deutschen Könige den äußeren Rahmen vor, in den reichs- und landesgeschichtliche »Anekdoten«², die die trockenen Geschichtsdaten mit Leben erfüllen, eingebaut sind.

Voraussetzung dafür, daß Texte mit derartigen disparaten Elementen – innerhalb der volkssprachigen Chronikliteratur eher die Regel denn die Ausnahme – überhaupt in den Mittelpunkt einer wissenschaftlichen Untersuchung kommen konnten, war die Entwicklung eines erweiterten Textbegriffs durch die Literaturwissenschaft und die in der jüngeren Geschichtstheorie sich durchsetzende Erkenntnis, wonach gerade die Trennung zwischen pragmatisch gebundenen und literarischen Texten bei der mittelalterlichen Historiographie ebenso fehl am Platze ist wie die Suche nach einer verifizierbaren faktischen Geschichte jenseits aller Geschichten. Entsprechend der Erkenntnis, wonach das Bild der Vergangenheit immer eine Funktion des Gegenwartsinteresses ist, wird nun der historiographische Text als Beleg für die Mentalität seiner Zeit gesehen und nach seiner sinnstiftenden Leistung befragt.

Der Historiker Klaus Graf setzt denn auch in seiner Tübinger Dissertation mit den methodischen Überlegungen genau bei jenem Punkt an, an dem sich die neueren Diskussionen in der Geschichts- und Literaturwissenschaft methodisch berühren, bei der Theorie der narrativen Kommunikation. Er kommt dabei zu dem Schluß, daß als wichtigstes Ergebnis der »sonst eher zerfaserten »Narrativitätsdebatte« die Einsicht zu nennen ist, »daß der Begriff des »Erzählens« die Historiographie an die Alltagskonventionen einerseits und an die fiktionale Literatur andererseits enger anschließt, als man lange wahrhaben wollte« (S. 12). Dementsprechend möchte Graf auch nicht mehr zwischen historiographischen und fiktionalen bzw. exemplarischen Abschnitten unterscheiden, sondern versucht diese von der bisherigen Forschung allzu eng gefaßte Dichotomie zu überwinden, indem er – an systemtheoretische Überlegungen anschließend – die Texte auf die in ihnen enthaltenen Diskurse untersucht. Im einzelnen zählt Graf auf: Adels-, Eigen-, genealogischer, höfischer, Landes-, Macht-, nationaler, politischer, Reichs-Diskurs. Die einzelnen Diskurse sind für Graf die Klammern für die in den Chroniken

² Zwei Beispiele mögen dies illustrieren: *Der kaiser Arnolffus was vnder dem Babst der ain fraw was. vnd an offner Straß zu Rom do zersprang sie an ainem kind. als ym der tüfel geoffnet het vor den römern. Dieselb straß meiden noch all Bebst das sie nit daran komen von der schant wegen* (S. 55). *Der kaiser Friedrich [= Friedrich II.] bauwet Esling. Reutling. Hailprun vnd ander stet in Schwaben. vnd gab ym freiheit vnd stetrecht. Er was auch vast gewaltig vnd gieng ym wol. deß vberub er sich. vnd let sein böß zunge in den himel vnd sprach in gegenwürtigkeit lantgraß Hainrichs von Tüdingen vnd auch ander herren ritter vnd knecht. diß ketzertlich lästerlich drei göt haben die gantz welt betrogen. Möyses die iuden. Machmet die haiden. vnd Jhesus die cristen. darumb het ich es an den fürsten ich wölt besser weg finden vnd wissen rechter zu leben dann ir noch kainer* (S. 62).

zu beobachtenden heterogenen Texttypen (Historiographie, Prosahistorien, Anekdoten, Reiseberichte etc.), mit Hilfe seiner Diskurstheorie hofft er die aporetische Suche nach ›authentischen‹ und ›fiktiven‹ Darstellungen überwinden zu können (S. 21). Wenn ihm dies auch im Prinzip gelingt, wirkt die Vielzahl der Diskurse, deren Inhalte zudem nicht präzise voneinander abzugrenzen sind, auf den Leser bisweilen verwirrend. Leicht übersieht man dabei auch, daß sich alle Diskurse letztlich dem Adelsdiskurs unterordnen – denn für Graf sind beide Texte aus der Sicht des Adels und für ihn verfaßt.

Das eigentliche Anwendungsgebiet für die Diskurstheorie ist die ›Schwäbische Chronik‹. Hier befaßt sich Graf auch am eindringlichsten mit den narrativen Strukturen (S. 48–157). Da er seine Arbeit auch als eine historische versteht, zieht Graf im breiten Umfang die Produktions- und Überlieferungsgeschichte der Drucke mit hinzu, wobei er die Kenntnis der vorhandenen Überlieferung erweitert, einen gern tradierten Forschungsirrtum korrigiert³ und zugleich die Relevanz der in der ›Schwäbischen Chronik‹ geführten Diskurse anhand geschichtlicher Fakten nachzuweisen versucht (S. 25–47). Der Vorteil eines solchen mehrperspektivischen Verfahrens liegt in der Abdeckung eines breiten Forschungsfeldes, sein Nachteil darin, daß angesichts der Fülle heterogener Informationen wichtige Ergebnisse – wie die Zuordnung der beiden Chroniken zu den Prosahistorien – nahezu untergehen. Anders verfährt Graf im Kapitel über die ›Gmünder Kaiserchronik‹ (S. 158–208). Hier arbeitet er fast ausschließlich quellenkundlich, werden die Kurzerzählungen nur knapp (S. 179–184), die narrative Struktur gar nicht behandelt. Weitgehend überlieferungsgeschichtlich ist das Kapitel zu den Anfängen der württembergischen Landesgeschichtsschreibung angelegt, in dem Graf – offenbar zur impliziten Unterstützung der anhand der beiden Chronikenkapitel erarbeiteten Thesen – die Bedeutung der Geschichtsschreibung für den Territorialisierungsprozeß demonstriert (S. 209–224).

Den Text der ›Schwäbischen Chronik‹ gliedert Graf in 17 Kapitel, die er miteinander verbunden sieht durch Reichsgeschichte, schwäbische Geschichte und das ›Herkommen‹ wichtiger schwäbischer Adelsgeschlechter, wobei die Geschichte der Häuser Montfort, Werdenberg und Heiligenberg besonders eingehende Berücksichtigung findet. Die narrative Technik des Autors untersucht Graf exemplarisch anhand des ersten Kapitels, in dem die Familienchronik des fiktiven Kaisers Kurio, des angeblichen Stammvaters der Grafen von Montfort und Werdenberg, behandelt wird. Graf zeigt hier detailliert, wie der Autor zwischen dem genealogischen, dem kirchen- und dem landesgeschichtlichen Diskurs hin und her springt. Das Ziel dieses hakenschlagenden Erzählens, das Graf zu recht als produktive Auseinandersetzung mit literarischen Erzählschemata versteht (S. 70), ist

³ Bis in die neuesten Handbücher findet sich die Ansicht, es gebe einen separaten Straßburger Druck der ›Gmünder Kaiserchronik‹ von Johann Knobloch aus dem Jahr 1500. Indessen stammt der Straßburger Druck von Bartholomäus Kistler und enthält beide Chroniken (vgl. Graf, S. 25 f.).

die Verquickung der einzelnen Diskurse zu einer letztlich gültigen Einheit eines adeligen Diskurses über das Land Schwaben. Die literarische Organisation des Textes wird so zu einem Medium der Vermittlung historischer Erkenntnis und exemplarischer Lehre. Konsequenterweise wendet sich denn Graf gegen alle Versuche, *historia* und *exemplum* gegeneinander auszuspielen, und beharrt mit Recht auf der komplementären Funktion beider Elemente innerhalb der ›Schwäbischen Chronik‹: Während in den *historia*-Passagen der Wahrheitsanspruch der Chronik formuliert wird, transportieren die narrativ gestalteten Teile eine Adelslehre, in deren Zentrum das Leitbild des höfischen Ritters steht, der eine am Vorabend der Reformation bereits anachronistisch gewordene Frömmigkeit vertritt, sich durch persönliche Tapferkeit auszeichnet und für den die Sorge um die Reinhaltung des Blutes oberste Priorität besitzt. Ihre gesellschaftliche Identität finden diese Adligen in der Zugehörigkeit zum Land Schwaben.

Eine Nagelprobe für diese Deutung der Chronik als impliziter Adelslehre stellt die ›Elisa-Erzählung sowie eine zweite, wesentlich kürzere Erzählung über einen Herrn von Montfort und die Kaiserin von China dar. Beide Erzählungen sind über den genealogischen Diskurs mit den anderen Kapiteln der Chronik verbunden: Ein Graf von Werdenberg heiratet Elisa, die portugiesische Königstochter, und ein Herr von Montfort erwirbt im Frauendienst der Kaiserin von China das Grabtuch Christi. Beide Geschichten sind jedoch nur höchst oberflächlich in die jeweilige Geschlechtergeschichte eingearbeitet, und auf keinen Fall wird damit ihre aufwendige narrative Inszenierung erklärt. Außerdem präsentiert zumindest die Geschichte von der Kaiserin von China ein Thema, welches innerhalb einer Adelslehre höchst problematisch ist: Der Herr von Montfort verteidigt die Ehre seiner Herrin, um Wissen um ihre Schuld, gegen den Vorwurf des Ehebruchs – und siegt im gottesgerichtlichen Zweikampf! In der ›Elisa-Erzählung wird zunächst gegen jedes genealogische Denken die Minne als entscheidende Triebfeder für adliges Handeln postuliert. Als dann aber die Königstochter tatsächlich ihren ritterlichen Geliebten heiraten will, verzichtet dieser zugunsten eines Grafen Albrecht von Werdenberg. Beide Erzählungen folgen demnach dezidiert literarischen Mustern, wobei in der ersten dieses zur letzten Konsequenz getrieben wird, in der zweiten jedoch ein unerwarteter Umschwung zugunsten altadliger Vorstellungen stattfindet. Graf ist zuzustimmen, wenn er annimmt, daß der Autor in der ›Elisa-Erzählung den unüberbietbaren Versuch unternimmt, anhand der mit dem Brautwerbungsschema tradierten literarischen Erwartung die Macht der Standesschranken selbst innerhalb des Adels zu demonstrieren. Gerade im Schemabruch zeigt sich die Unterlegenheit des Minne-Diskurses gegenüber dem genealogischen. Im Gegensatz zu Graf sehe ich jedoch die beiden Erzählungen in einem direkten Zusammenhang: Wenn in der Kaiserin-von-China-Erzählung die fortwährende Wirkungsmächtigkeit des literarischen Frauendienstmusters propagiert, in der ›Elisa-Erzählung jedoch das literarische Muster überlagert wird, dann ergibt sich daraus ein Spannungsbogen, an dem deutlich

wird, daß der Autor die Einsinnigkeit des exemplarischen Erzählens zugunsten einer Präsentation der Unverfügbarkeit göttlichen Handelns bzw. der Variabilität menschlichen Verhaltens aufgegeben hat.

Beide Erzählungen sind der äußere Anlaß für eine Gattungsentcheidung: Graf fordert die Literaturwissenschaft nachdrücklich auf, »Lirers Chronik in den Kanon der Prosahistorien aufzunehmen« (S. 153). Als Parallele hat er dabei die »Melusine« des Thüring von Ringoltingen vor Augen, in der ebenfalls exemplarische Erzählungen und Geschlechtermythologien miteinander verbunden sind. So richtig diese Zuordnung auch scheinen mag, so problematisch ist sie doch für eine Zeit, in der die Gattungsgrenzen zwischen Historiographie, Prosahistorie sowie Schwank- und Exempelsammlung verwischt sind. Genauso gut könnte man denn auch die »Schwäbische Chronik« und die »Gründer Kaiserchronik« den Exempelsammlungen zurechnen, da die *historia* nur den geschichtlichen Rahmen für verschiedene Fallstudien abgibt, die als Summe betrachtet wesentliche Handlungsmöglichkeiten spätmittelalterlichen Lebens demonstrieren. Eine solche Absicht würde auch erklären, weswegen der Autor selbst bei der Geschichte wichtiger Geschlechter gleichermaßen Lob und Tadel verteilt: Jede Harmonisierung von Gegensätzen oder jede vorbehaltlose Verherrlichung eines Geschlechts würde dem Ziel, die Komplexität und Ambivalenz der Dinge darzustellen, zuwiderlaufen. So zeigt etwa die Geschichte des Heiligenbergs, wie nützlich es für ein Geschlecht sein kann, einen kirchlich anerkannten Wallfahrtsort auf seinem Territorium zu haben; allerdings wird sofort im Anschluß daran vorgeführt, wie daraus Haß und Neid bei konkurrierenden Geschlechtern erwächst (SC, S. 18f.).⁴ An anderer Stelle wird gezeigt, daß die legitime Lösung von Streitigkeiten gleichermaßen *mit der min* (SC, S. 23) oder mit Gewalt und Kampf geschehen kann. Indem die *exempla* der »Schwäbischen Chronik« Alternativen aufzeigen, schreitet der Autor Stück für Stück den Raum möglichen Handelns aus.

Spätestens an dieser Stelle ist es notwendig, nochmals neu über die Autorintention und das intendierte Publikum der »Schwäbischen Chronik« nachzudenken. Graf folgert aus der Textinterpretation, der Behandlung der schwäbischen Landvogtei als Rechtsnachfolger des untergegangenen Herzogtums sowie aus der in der Chronik zu konstatierenden Zuordnung des Kernbereichs des Herzogtums Schwaben auf die Gegend um Ravensburg, daß der Autor versucht, dem schwäbischen Kleinadel eine Identität zu verleihen, die an die des schwäbischen Herzogtums anschließt und die gegen Hegemoniebestrebungen der Habsburger im Bodenseeraum gerichtet ist:

»Wenn die Schwäbische Chronik die Identität der schwäbischen Ritterschaft präsentiert – was liegt dann näher als die Annahme, daß der Text einen ritterschaftlichen »Gegenentwurf« zur politischen Wirklichkeit erstellt, in dem die Einsetzung des schwäbischen Landvogts einer repräsen-

⁴ Die Seitenangaben und Textzitate der »Schwäbischen Chronik« [SC] beziehen sich auf die Ausgabe von Thurnher [Anm. 1].

tativen Vertretung des schwäbischen Adels zukommt, in der die herzogliche Tradition für die Ritterschaft reklamiert wird. Über aktuelle politische Ziele des Lirer-Autors läßt sich nur spekulieren. Wichtiger scheint mir der Nachweis, daß der Text sich an eine an Ravensburg gebundene Herzogstradition anschließt, als deren Träger der ritterschaftliche Adel betrachtet werden muß.« (S. 111)

Wie aber sind angesichts dieses Befundes die nicht zu übersehenden Elemente antiquarischer oder unterhaltender Herkunft sowie die in der ›Elisa‹-Erzählung zu beobachtende Frustrierung ritterschaftlicher Aufstiegshoffnungen durch Heirat zu deuten? Graf zieht zur Beantwortung dieser Frage die Bedingungen des Büchermarkts heran:

»Da für Lirers Erzählungen über die Geschichte Schwabens nur der schwäbische Markt Absatzchancen versprach, diese Chancen aber mangels eines vergleichbaren Vorgängers nicht abzuschätzen waren, wurde der Text nicht zuletzt durch seine Aufmachung und Illustrierung der auflagenstarken erzählenden oder didaktischen Prosaliteratur zugeordnet. Die GK [Gmünder Kaiserchronik] als zweiter Teil sicherte den Druck in anderer Hinsicht ab: als kaisergeschichtliches Kurzcompendium ordnete sie ihn der ›seriösen‹ Historiographie zu, zugleich schloß sie ihn an den ›reichspolitischen Diskurs‹ an, der über die Identität des Reiches geführt wurde [...]. Die Vieldeutigkeit des Texttyps ›Historia‹, der sowohl das gelehrte Geschichtswissen als auch die narrativen Prosahistorien in der Tradition volkssprachlich-fiktionaler Literatur umfassen konnte, wurde somit in den Dinckmut-Drucken für die Absatzchancen eines Druckunternehmens nutzbar gemacht.« (S. 43)

Mit dieser Argumentation hat Graf die Abfassung der ›Schwäbischen Chronik‹ sehr nahe an deren Druck herangeführt. Damit aber ist implizit auch eine Vorentscheidung über die Autorintention getroffen, die die Autonomie des Textes erheblich beschränkt: Es scheint, als ob der Drucker dem Autor Vorgaben gemacht hat. Wenn dies jedoch zutrifft, dann ist weiterhin zu fragen, ob denn der Inhalt nicht auch die Interessen anderer sozialer Gruppen berücksichtigt. Peter Amelung hat den Druck der beiden Chroniken in Verbindung gebracht mit dem Ulmer Patrizier und zeitweiligen Bürgermeister Hans Neithart,⁵ von dem er annimmt, er sei zumindest der Herausgeber, wenn nicht gar der Autor der ›Schwäbischen Chronik‹. Dann müßte man freilich von einer anderen Interessenlage des Textes ausgehen, und es ist schade, daß Graf diese Möglichkeit nicht stärker in seine Überlegungen mit einbezieht. Gerade bei einer Orientierung des Druckers an den Absatzchancen wäre es vorstellbar, daß das Werk schon von Anfang an auf das charakteristische Publikum der Drucke, Adlige, Geistliche, Bürger und Gelehrte, hin konzipiert worden ist.

Es ist Grafs unbestreitbares Verdienst, daß er mit seiner Arbeit zwei Texte für die Literaturwissenschaft zurückgewonnen hat, die – wie die zeitgenössische Kritik⁶ zeigt – am Ausgang des 15. Jahrhun-

⁵ Vgl. dazu Amelung [Anm. 1], S. <26 ff.>.

⁶ Diese Kritik wird bereits von einem Ulmer Zeitgenossen des Drucks, Felix Fabri, geübt (vgl. Graf, S. 48). Auffallend ist dabei jedoch, daß

derts für die Ausdifferenzierung der Gattungen und die sich entwickelnde Abgrenzung zwischen Historiographie und Literatur von einer nicht zu unterschätzenden Bedeutung sind. Wesentlich für den Ertrag von Grafs Arbeit ist sein diskurstheoretischer Ansatz, der den Blick dafür öffnet, wie wenig in dieser Zeit die Diskussion zentraler Themen noch an Gattungsgrenzen gebunden und daß die »Gegenüberstellung ›literarischer Topos‹ versus ›Erfahrung‹« (S. 21) obsolet geworden ist. Der Wert von Grafs Arbeit wird auch dadurch nicht geschmälert, daß die Diskurstheorie im Ergebnis weniger zur Diskussion systemischer Beziehungen dient als zur Formulierung handfester historischer Zuordnungen. So kommt Graf im Hinblick auf die ›Schwäbische Chronik‹ zu einer präzisen, dichotomischen Rezeptionsbestimmung:

»Man kann die Schwäbische Chronik als didaktisch orientierten ›Adelspiegel‹ lesen, der ritterliches Verhalten einüben sollte, als Reihe exemplarischer Historien in Form einer Chronik also, man kann sie jedoch auch lesen als ›Herkommen‹, das die Identität des Landes Schwaben, d. h. seiner Herzöge und seiner Ritterschaft, und insbesondere der Grafen von Montfort und Werdenberg durch die Erzählung ihrer Geschichten präsentieren sollte. Der Text selbst gibt keine Entscheidung vor, ob er eher ›Herkommen‹ ist oder ›Exemplum‹.« (S. 156)

Demgegenüber und verglichen mit den genealogischen Unternehmungen deutscher Adelshäuser scheint mir die Herkunftsthematik in der ›Schwäbischen Chronik‹ keine herausragende Bedeutung zu haben. Zum einen gibt sich der Autor gar nicht die Mühe, seine Herkunftsgeschichten, die er allesamt in eine überlieferungslose graue Vorzeit verlegt, irgendwie historiographisch zu belegen, zum anderen wird sein Bemühen deutlich, möglichst viele schwäbische Geschlechter aufzunehmen – und sei die betreffende Notiz noch so kurz und oberflächlich. Für dieses Verfahren dürfte das Interesse des Herausgebers entscheidend gewesen sein, der mit diesem kleinen ›Gotha‹ ein möglichst breites Publikum erreichen wollte. Die insgesamt sehr knapp gehaltenen, fast mythologischen Angaben sind eher der lockere Rahmen dafür, wichtige Probleme adligen und allgemein menschlichen Zuschnitts zu thematisieren. Dazu gehören Formen politischer Auseinandersetzung (SC, S. 23), die Ausstattung von Klöstern (SC, S. 9), die Reinheit des adligen Blutes (SC, S. 9), Unzucht der Geistlichen (SC, S. 10), Unglücks- und Wunschphantasien (GK,⁷ S. 59), Minne versus Standesdenken (SC, S. 24), *superbia* als Folge eines sorgenfreien Lebens (GK, S. 62). Eine Untersuchung all dieser Erzählmuster und Metaphern in beiden Chroniken wäre eine lohnende Aufgabe, wobei man sich nicht ausschließlich an dem Adelsdiskurs orientieren sollte. Vielmehr wäre es sinnvoll zu prüfen, inwieweit der historische Diskurs über den schwäbischen Adel nicht dazu dient, einem schwäbischen Publikum aus Adligen, Bürgern und Ge-

auch Fabri die Namen von Herausgeber und Autor nicht nennt. Vgl. Amelung [Anm. 1], S. <27>.

⁷ GK = ›Gmünder Kaiserchronik‹, vgl. Anm. 1.

lehrten eine geschichtliche Identität – vermittelt über die Herren des Landes – zu verleihen. Der adlige Stand der meisten Protagonisten würde dann eher für den Vorbildcharakter der in den Erzählungen präsentierten anthropologischen Muster garantieren. Die Einzelerzählungen wären mithin als Orientierungsversuche zu betrachten, die in ihrer Summe weniger eine konkrete (Adels-) Lehre bilden, sondern vielmehr in der Weise die Wahrheit des Lebens zu beschreiben versuchen, daß sie Deutungsmuster vorführen und Handlungsalternativen aufzeigen. Wenn dieser Schritt gelänge, wären beide Chroniken vollständig im Kanon der literarischen Werke des 15. Jahrhunderts etabliert.

REGENSBURG

GERHARD WOLF

JOACHIM KNAPE, **Dichtung, Recht und Freiheit**. Studien zu Leben und Werk Sebastian Brants 1457–1521. Baden-Baden: Koerner 1992. 568 S., 58 Abb. (Saecula spiritalia. 23.)

Die Bamberger Habilitationsschrift von 1988 stellt den engagierten Versuch dar, die Forschung zu Leben und Werk Sebastian Brants auf einen neuen Stand zu bringen, der vor allem die einseitige literaturwissenschaftliche Wahrnehmung des Autors als Verfasser des ›Narrenschiffs‹ durch einen breiteren, den textproduktiven Gemengelage der Wendeepoche um 1500 angemessenen Zugriff zu revidieren sucht.

Dies setzt für den gelehrten Juristen und langjährigen Straßburger Stadtschreiber Brant einen interdisziplinären Ansatz voraus, der vor allem die rechtsgeschichtlichen Grundlagen seiner publizistischen Tätigkeiten umfassend klärt, ist doch hier seit R. Stintzings Standardwerk¹ aus dem letzten Jahrhundert kaum mehr Grundlegendes geschehen. Die Arbeit verweist damit, wie ihr Verfasser auch zutreffend feststellt (S. 16), auf eine seit Jacob Grimm zwar geläufige, praktisch aber heute kaum mehr aktivierte Verknüpfung von Rechtsgeschichte und Philologie. Sie wieder zu leisten und damit auch den Versuch gemacht zu haben, die methodischen Impulse dieser Verbindung ins Blickfeld zu rücken, kann sich die thematisch dafür besonders geeignete Untersuchung als Leistung anrechnen.

Daß es im vorliegenden Fall aber nicht nur um eine Studie geht, die um des Prinzips willen auf vernachlässigten fachlichen Beziehungspfaden wandelt, sondern daß der Ansatz im Gegenstand begründet ist, führt Knappe ebenso umsichtig wie anschaulich vor. Der Autor Brant und sein Werk sind nur zu verstehen, wenn sie vor einem ihn prägenden juristischen Hintergrund gesehen werden. Dieser ist um 1500 vom Umbruch zur römischen Rechtspraxis gekennzeichnet, was indes nicht nur ein eher abstrakter, gelehrter Paradigmenwechsel gewesen ist, sondern was sich in der konkreten Rezeptionspraxis

¹ R. Stintzing, Geschichte der populären Literatur des römisch-kanonischen Rechts [...], Leipzig 1867.

als ein komplexer, widersprüchlicher Prozeß erweist, dessen detailierte Rekonstruktion tiefgreifende Einblicke in die mentalen Befindlichkeiten der humanistischen Rezeptionsepoche ermöglicht. In Brant und seinen schriftstellerischen Bemühungen bündeln sich in charakteristischer Weise Anspruch, Möglichkeiten und Grenzen eines neuen gelehrten Bewußtseins, das mit kultur- und gesellschaftspolitischen Ambitionen allgemeiner Art zugleich die praktische Bewährung im politischen Alltag städtischer Regimentsübung verbunden wissen wollte.

Die Arbeit widmet sich in ihrem ersten, umfangreich ausgeführten Teil (S. 27–220) der Biographie Brants unter dem Aspekt seiner juristischen Sozialisation und der daraus im weiteren Berufsleben resultierenden eigenen Aktivitäten. Wenn hier auch die meisten Sachverhalte grundsätzlich schon bekannt sind, so besteht neben der Einbringung zusätzlicher Materialfunde und der durchgehenden Einbettung der Darstellungslinie in einen allgemeinen humanismusgeschichtlichen Debattenhorizont das Verdienst Knapes darin, zum einen die Quellen und ihre Forschungsbewertung nochmals umfassend und genau gesichtet, zum anderen aber auch deren Erschließung kreativ vorgenommen zu haben. Die positivistische Sicherung der Brantüberlieferung, obwohl sie das solide Fundament ausmacht, ist nicht Selbstzweck, sondern Grundlage für eine historisch differenzierte und aufschlußreiche Interpretation der gesellschaftlichen Zusammenhänge, in denen sich Brants Lebenswerk bewegte.

Knape geht dabei vorsichtig und behutsam vor und hütet sich vor jeglichen spekulativen Schlüssen. Diese an sich sympathische Zurückhaltung, die an gediegene Forschungstraditionen des 19. Jahrhunderts anknüpft, macht die Lektüre allerdings öfter recht spröde und auch methodisch nur bedingt anregend, weil kaum der Versuch unternommen wird, der spezifischen Interdisziplinarität eine eigenständige theoretische Basis zu geben, die über eine vertraute Quellenhermeneutik hinausginge. Der Verfasser erweist sich als gelehrter Nutzer eines juristische, historische und literarische Fachdisziplinen übergreifenden Instrumentariums, das er mit hoher Kompetenz und erstaunlichem Wissen einsetzt, dem er aber in der Substanz wenig Innovatives und Eigenständiges hinzuzufügen hat. Obwohl die Untersuchung für die Biographie Brants Handbuchcharakter hat und von großer Zuverlässigkeit im Faktischen bestimmt ist, ist sie konzeptionell in diesem Teil der Darstellung einem traditionellen Verfahren verhaftet, das die Verbindung zwischen Rechtsgeschichte und Philologie lediglich auf der Materialebene realisiert. Dies ist nicht wenig, weil es vor allem für den Literaturwissenschaftler keineswegs selbstverständliche Querverbindungen markiert; aber das Modell belegt nicht die grundsätzliche Notwendigkeit, die methodisch unterschiedlichen Interpretationssichten der Fachdisziplinen aufeinander zu beziehen. Die gewählte Integration stützt sich auf die Person und das entsprechend strukturierte Werk Brants, ist also pragmatischer und nicht systematischer Natur.

Eine interpretative Systematik kommt funktional im zweiten Teil der Studie (S. 223–472) zum Tragen, die sich mit der von Brant um

1520 verfaßten ›Freiheitstafel‹ befaßt, einem Zyklus von 52 (im Anhang S. 487–501 nach einer Straßburger Archivhandschrift publizierten) Bildgedichten, der sich als »erste deutsche Dichtung überhaupt [...] ausschließlich mit dem Thema Freiheit befaßt« (S. 224). Bei der Behandlung dieses von der Brant- wie der allgemeinen Humanismus-Forschung bisher vernachlässigten Werkes, das als Malervorlage für den repräsentativ ausgeführten Wandschmuck in einem Sitzungssaal des 1780 abgerissenen Straßburger Rathauses gedacht war, bringt Knappe seine großen hermeneutischen Fähigkeiten überzeugend zur Geltung. Ausgehend von einer noch im ersten, biographischen Teil situierten Darstellung Brants als praktischer Jurist und Stadtschreiber in Straßburg (S. 183 ff.), die eindrücklich den organisatorischen Funktionsraum dieser Berufsgruppe für das urbane Leben der frühen Neuzeit verdeutlicht, wird eine umfassende Analyse in formaler wie inhaltlicher Sicht unternommen, die von exemplarischer Qualität ist. Knappe erschließt ein aus heutiger Sicht sehr ›fremd‹ wirkendes Werk funktional vielschichtig in seiner ästhetischen Eigenart, so daß der Rang des Unternehmens einsichtig wird.

Der Brantsche Gestaltungsstil, ein Bilder wie Text umfassendes »Ensemble« von »in Wechselbeziehungen stehenden Elementen« (S. 271) vorzuführen, wie dies für sein epochemachendes ›Narrenschiff‹ gilt, läßt sich zumindest vom Anspruch (wenn aufgrund veränderter Gegebenheiten auch nicht von der Rezeption) her auch für die ›Freiheitstafel‹ belegen. Das ideelle Konzept Brants, Recht, Dichtung und Freiheit ebenso wirkungsmächtig wie repräsentativ zusammenzufügen, gründet zwar auf einem eher gesellschaftskonservativen Grundverständnis, doch ist gerade dies für den regimentlich eingebundenen, deutschen Stadthumanismus der Zeit charakteristisch. Die von Knappe kenntnisreich entfaltete Darstellung der Brantschen Freiheitslehre (S. 327–415), ein Kernstück der Studie, markiert aber, in welcher Weise die ›Freiheitstafel‹ die einschlägigen, natur- und positivrechtlichen Debattenhorizonte der Zeit aufgegriffen und instrumentalisiert hat und insofern auch ein ›modernes‹, humanistisches Werk gewesen ist, das sowohl gelehrten Ansprüchen genügte, wie es gesellschaftliche Ideologeme der urbanen Führungsschicht adäquat herauszustellen in der Lage war.

Die akribische Arbeit erschließt den für Brant wichtigen Wirkungsrahmen einer gelehrten, urbanen Autorschaft, die sich gesellschaftspolitisch eingebunden verstand. Die ›Freiheitstafel‹ ist Dokument einer Textproduktion im Dienst der städtischen Selbstrepräsentanz, die im Begriff der ›Libertät‹ ihr Zentrum hatte. Als »Lehrgedicht für die freistädtische Führungsschicht« (S. 468) konzipiert, illustriert das Werk eine ›Stadtliteratur‹, die weniger propagandistisch für das Außenbild der Kommune gedacht zu verstehen ist, sondern die als Medium für die Vermittlung eines politischen Gruppenbewußtseins innerhalb der ratsfähigen Familien diente. Ihnen wurden Grundwerte formuliert, die primär ihr funktionales Selbstbild stützten, zugleich aber auch didaktisch Handlungsnormen anboten. Ein Autor wie Brant bündelt hier sowohl soziale Gemeininteressen wie einen eigenen Funktionsanspruch.

Knapes Untersuchung läßt Brant in einem erheblich präziseren Licht erscheinen, weil er ihn aus einer nur literarischen Zugangsperspektive herauslöst und ihn innerhalb eines gesellschaftlich umfassenden Aktionsfeldes zeigt. Der Polyvalenz dieser gelehrten Autorschaft entspricht die interpretative Kompetenz Knapes, die sich auf vielen Gebieten von den juristischen und historischen Bereichen bis hin zu kunstgeschichtlichen und literarischen Untersuchungsansätzen auf jeweils aktuellem Diskussionsstand bewährt. Das im übrigen auch schön ausgestattete und sorgfältig redigierte Buch markiert aber nicht nur einen neuen, maßstabsetzenden Standard der Brant-Forschung, sondern ist darüber hinaus auch insgesamt ein gewichtiger Beitrag zur Erhellung der frühneuzeitlichen Stadtkultur und ihrer ideologischen Modellierungen.

KÖLN

ERICH KLEINSCHMIDT